Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

<36603966260015

Die Marquise von Brinvilliers,

Giftmischerin des siebenzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman
aus den Tagen des alten Paris
von
Albert Smith.

In's Deutsche übertragen
von
A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die Marquise von Brinvilliers,

Giftmischerin des siebzehnten Jahrhunderts.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Sainte-Croix entdeckt das große Geheimniß eher, als er erwartete.

Es vergingen einige Wochen und die schrecklichen Ereignisse des vorigen Kapitels waren von dem flüchtigen pariser Volke und selbst von den Leuten aus der Provinz, welche bei dem doppelten Trauerspiele zugegen gewesen waren, beinahe vergessen, denn Henri d'Aubray war seinem Bruder im Tode gefolgt, obschon er in Folge seiner kräftigen Gesundheit und seines starken Körperbaues mächtiger gegen die Wirkungen des Giftes gekämpft und deshalb weit länger zugebracht hatte. Es ist unnöthig, hier die schrecklichen Einzelheiten der Wirkungen der Aqua Tfoana zu verfolgen oder den letzten Todeskampf des Unglücklichen zu beschreiben, als: „il se plaignait d'avoir un foyer brûlant dans la poitrine, et la flamme inérieure qui le

dévorait semblait sortir par les yeux, seule partie de son corps qui demeurât vivant encore, quand le reste n'était déjà plus qu'un cadavre.“ Es reiche hin, zu sagen, daß bis jetzt noch kein Verdacht auf den Mördern haftete. Die Leichname wurden in Gegenwart der ersten Chirurgen von Paris sowohl als der Hausärzte der Familie d'Aubray untersucht, und obschon sich überall in dem Systeme Spuren einer gewaltsamen organischen Verletzung zeigten, so konnte doch Niemand sagen, ob dieselben durch etwas Anderes, als bloße zufällige krankhafte Ursachen hervorgebracht worden seien. Angestellte Proben würden, wie heutiges Tages, sehr bald die Anwesenheit des Giftes erwiesen haben, und zwar um so mehr, als dieses größtentheils ein mineralisches war, aber das Geheimniß dieser Reagentien blieb fast im alleinigen Besitze Derer, welche die Gifte bereiteten, und die Subtilität mehrerer jener giftigen Präparate beweis't, daß die Schüler Spara's keine gewöhnlichen Chemiker waren.*) Die Leute wun=

*) Es ist viel über die Aqua Tofana geschrieben worden, besonders in Bezug auf die Eigenschaft derselben, daß man die tödtliche Wirkung nach jedem beliebigen Zeitraume habe eintreten lassen können. Man kennt aber bis jetzt kein Präparat, dessen Wirkung nach dem Genusse sich willkürlich beschleunigen oder verzögern ließe. Das einzige Beispiel, das man zur Unterstützung der möglichen Wahrheit dieser Angabe aufstellen könnte, ist das Gift [vom Bisse

derten sich eine Zeit lang über das Zusammentreffen mehrerer Todesfälle in einer und derselben Familie unter so fast gleichen Umständen, und dachten dann nicht weiter daran. Der Kirchhof nahm die Leichen der Schlachtopfer auf, und die Marquise von Brinvilliers, die nun ihre eigene Herrin und alleinige Besitzerin eines bedeutenden Einkommens war, theilte es offen mit Sainte-Croix, und das Hotel in der Rue St. Paul wetteiferte an Pracht, Glanz und Festlichkeiten mit den berühmtesten der ganzen Stadt. Aber der Tag der Rechenschaft und schweren Vergeltung nahte schnell heran.

Wir haben schon früher das Palais des Thermes erwähnt — dessen Ueberreste man noch von dem Fußwege der Rue de la Harpe zwischen der Rue du Foin und der Rue des Mathurins wahrnimmt. Es sind dies die wichtigsten Ruinen, welche die Occupation von Paris durch die Römer bezeichnen. Die von Mehreren von Zeit zu Zeit angestellten Nachforschungen haben bewiesen, daß dieser Palast einst einen ungeheuern Umfang besaß und sich bis zu dem kleinen Arme der Seine, welcher unterhalb des Hotel Dieu fließt, erstreckte. Man hat auch in den Kellern vieler der da-

---

eines tollen Hundes, welches bekanntlich Monate und Jahre lang sich in dem menschlichen Körper erhalten kann, ehe es zum Ausbruche kommt.

selbst befindlichen Häuser Pfeiler und gewölbte Gänge, gerade wie die in der Rue de la Harpe, entdeckt, wie denn auch vor der Demolirung des Petit Châtelet, einer kleinen Festung am Fuße der Rue St. Jacques, die Trümmer einiger alter Mauern sichtbar waren, welche von dem Ufer der Seine nach dem Palais gingen.

Es gab auch Souterrains, welche sich nach vielen andern Richtungen hin erstreckten; die sämmtlichen angrenzenden Gebäude waren davon unterminirt, und nur erst kurz vor der Zeit, welcher unsere Erzählung angehört, hatte man durch Zufall den Eingang zu dem größten derselben in dem Hofe des Klostes des Mathurins entdeckt. Diese Souterrains darf man nicht mit den plumpen Katakomben verwechseln, die wir schon beschrieben, und welche, so wie der Zufall es nun fügte, in den rohen Kalkstein gehauen waren, sondern es waren regelmäßig gewölbte Gänge von zehn bis sechzehn Fuß unter der Oberfläche, die durch Thüren mit einander in Verbindung standen und von vier Fuß dicken Mauern gestützt wurden.

Die Trümmer des Palais des Thermes und die anstoßenden Gewölbe waren, obschon sie nicht offen standen, wie gegenwärtig, schon seit langer Zeit der Sammelplatz jener Pariser Herumstreicher, die jetzt mit dem Namen „Bohémiens“ bezeichnet werden, gewesen, als ein Edict sie in die Katakomben der Bièvre und

die Cours des Miracles trieb, wo sie ihre Kolonieen errichteten. Der Schutz des Palais „favorisant les fréquentes défaites d'une pudeur chancelante“ ward auf höheren Befehl aufgehoben und der ganze Platz an die Handelsleute der Rue de la Harpe zu Niederlagen oder Kellern vermiethet.

Es war an einem kalten, unfreundlichen Winterabende, als Gaudin de Sainte-Croix die Straßen zwischen der Place Maubert und der Rue de la Harpe durchschritt. Es war kurz nach den von uns im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen. Die Vorderseite des Palais des Thermes war damals durch ein altes Wohnhaus verdeckt, aber der Thorweg stand immer offen und Gaudin schritt ungehindert nach dem Eingange der großen Halle, welche noch vorhanden ist. Hier zog er eine verrostete Klingel, worauf ein Mann an dem Pförtchen erschien, der wie ein Handwerker gekleidet ging. Er schien Sainte-Croix zu kennen, indem er ihn nach einer kurzen Begrüßung sofort einließ, ihm sodann ein kurzes angezündetes Stückchen Licht, welches in einer Art hölzerner Gabel stak, so wie man sich ihrer in Kellern bedient, gab, und ihn darauf ungehindert weiter gehen ließ.

Gaudin durchschritt den großen Saal, zu dessen beiden Seiten große Weinfässer über einander lagerten, und trat am Ende desselben in einen kleinen gewölbten Gang, in den man nach Ersteigung von etwa zwölf

Stufen gelangte. Dann ging es wieder eben so viele Stufen herab, und endlich kam er in eine Art Keller, der zu einem Laboratorium eingerichtet war. Bei dem Scheine des Feuers, welches in dem Schmelzofen brannte, erkannte er Exili.

„Ihr habt mir mein Geld mitgebracht?“ sagte der Arzt halb fragend, indem er sein bleiches abschreckendes Gesicht gegen Sainte-Croix wendete. „Fünftausend Kronen ist keine zu große Zahlung für die Dienste, die ich Euch geleistet, und ich hätte sie schon längst empfangen sollen.“

„Es thut mir leid, daß ich das Geld noch nicht bekommen habe,“ antwortete Gaudin; „der größte Theil der Sachen, die Madame de Brinvilliers zugefallen sind, kann noch nicht umgesetzt werden. Ich ging diesen Morgen zu dem Juden auf dem Quai des Orfèvres, der mir schon früher manchmal ausgeholfen hatte, um mir etwas Geld geben zu lassen, ich traf ihn aber nicht zu Hause an.“

Allerdings war Sainte-Croix während des Tages in jener Gegend gewesen, aber in ganz anderer Absicht. Um die Auslösung der in Exili's Händen befindlichen Schuldverschreibung zu umgehen, hatte er beschlossen, den Arzt in's Verderben zu stürzen und es auf alle Folgen, die sich aus seiner Kenntniß von den verübten Mordthaten ergeben würden, ankommen zu lassen. Er hatte deshalb eine Abtheilung der königlichen Wache

für diesen Abend in das Palais des Thermes bestellt, um derselben genügende Beweise über das Handwerk, welches Exili in seiner Eigenschaft als Alchymist trieb, zu verschaffen.

„Ich muß es aber haben!“ sagte Exili, „und zwar bis morgen bei Tagesanbruch. Merkt wohl, Herr von Sainte-Croix, ich lasse mich nicht hinhalten, wie Eure übrigen einfältigen Gläubiger. Morgen reise ich nach England und muß das Geld haben, um es mitnehmen zu können.“

„Ich sage Euch aber, daß ich es bis dahin nicht schaffen kann,“ sagte Gaudin. „Auf einen Tag wird's nicht ankommen.“

„Eben so wenig, als auf Leben und Tod; die Sache ist für uns Beide sehr einfach, das gebe ich zu, aber sie verdient doch immer, daß man sie beachtet. Ha, was ist das?“

Er hatte absichtlich seine Hand an Sainte-Croix's Mantel herabstreifen lassen und fühlte, daß in der Tasche desselben etwas Schweres stak. An dem Klirren desselben hörte er deutlich, daß es Gold war.

„Das könnt Ihr nicht bekommen,“ sagte Gaudin etwas verwirrt, „das brauche ich heute Abend am Spieltisch. Chavagnac hat mir versprochen, Revanche zu geben.“

„Ihr habt auch kostbare Juwelen an Euch,“ fuhr Exili fort, indem er ihn mit unheimlich blitzenden Au-

gen musterte. „Die schöne Kette ist, wie ich sehe, ausgelös't worden und steht Euch gut. Dieses Diamantenschloß ist allein schon ein ganzer Schatz."

Der Blick des Arztes ward mit jedem Augenblicke eigenthümlicher, als er Gaudins reichen Anzug beschauete.

„Zurück!" rief Sainte-Croix; „wo Ihr Etwas davon anrührt, so schlage ich Euch zu Boden, wie einen Hund. Es ist nicht das Mindeste davon mein. Es gehört der Marquise von Brinvilliers."

„Na, na," entgegnete Exili, einen andern Ton annehmend, „ich bewundere ja blos die schönen Sachen. Schweigen wir davon. Wollt Ihr mir versprechen, daß Ihr mir die in der Schuldverschreibung stehende Summe bis morgen bezahlen wollt?"

„Morgen sollt Ihr sie haben," sagte Sainte-Croix.

„Gut, nun bin ich beruhigt," sagte der Arzt. „Ich war vorhin etwas ärgerlich, aber es ist vorüber."

Und er wendete sich nach dem Schmelzofen herum, um nach einem Präparate zu sehen, welches über dem Feuer dampfte.

„Was habt Ihr hier?" fragte Gaudin, welcher das Gespräch auszudehnen und die Zeit, so gut es gehen würde, hinbringen zu wollen schien.

„Ein Gift, welches tödtlicher ist, als alle anderen, die wir bis jetzt gekannt haben — welches tödtet, wie der Blitz, und keine Spur, selbst nicht für die

feinsten Proben, zurückläßt. Ich arbeite schon seit mehreren Wochen daran und es ist nun der Vollendung nahe.“

„Wollt Ihr mir das Geheimniß mittheilen?“ frug Gaudin.

„Sobald es fertig ist, und der Augenblick naht jetzt heran. Ihr seid gerade zur rechten Zeit gekommen, um mir hilfreiche Hand zu leisten.“

Bei diesen Worten nahm er eine Larve mit gläsernen Augen von einem Sims und band sich dieselbe vor das Gesicht.

„Schon die Sublimation, welche jetzt beginnt, ist tödtlich,“ fuhr Exili fort; „die Nasenlöcher dieser Larve aber sind mit einem präparirten Siebe versehen, welches die hindurchstreichenden Atome zersetzt. Wenn Ihr die Sache mit abwarten wollt, so müßt Ihr auch eine Larve vorbinden.“

Damit nahm er eine zweite Larve zur Hand. Unter dem Vorwande, die Schnur ordentlich zu knüpfen, riß er dieselbe von der Larve ab und befestigte sie dann wieder mit einer harzigen Mischung, deren er sich bediente, um die Korke seiner Flaschen damit zu überziehen und sie luftdicht zu machen. Alles Dies geschah so schnell und unbefangen, daß Sainte-Croix weiter nicht darauf achtete.

„Nun laßt mich sie Euch vorbinden,“ sagte Exili, „dann braucht Ihr die aufsteigenden Dämpfe nicht zu

fürchten. Ueberdies könnt Ihr mir auch helfen. Ich habe noch einige Kräuter bei dem Thürhüter liegen, die ich holen muß," fuhr er fort, indem er vorsichtig die Larve an Sainte-Croix's Gesicht befestigte.

„Ich will einstweilen auf den Ofen Achtung geben," sagte Gaudin, als er eine nahe Glocke die Stunde schlagen hörte, zu welcher er der Wache sich einzustellen befohlen hatte. „Also mit dieser Maske ist keine Gefahr zu besorgen, sagt Ihr?"

„Durchaus nicht," sagte Exili. „Ihr müßt die Mischung, sobald als Ihr Theilchen von der Sublimation an der darüber hängenden Glasglocke anfliegen seht, genau überwachen. Sobald sie dann die Farbe wechselt, hebt Ihr sie von dem Schmelzofen herab."

Begierig, das neue Gif kennen zu lernen, und in der Hoffnung, daß, sobald er sich das Geheimniß der Anfertigung desselben verschafft, die Wache kommen werde, versprach Gaudin, gern zu thun, was ihm geheißen ward. Exili verließ unter dem schon angedeuteten Vorwande das Zimmer; sobald er sich aber so weit entfernt hatte, daß Sainte-Croix seinen Tritt nicht mehr hören konnte, kehrte er um und ging mit leisen, verstohlenen Schritten, wie ein Tiger, wieder an die ein wenig geöffnete Thür, um seine Beute zu belauschen. Gaudin stand noch an dem Ofen und fachte die Asche mit dem Einbande eines Buches an, indem er die tödtliche Mischung in dem dampfenden

Tiegel überwachte. Endlich begannen sich kleine Theilchen an der Glasglocke anzuhängen, wie Exili vorhergesagt hatte, und Gaudin bog sich ganz nahe herab, um den Wechsel der Farbe wahrzunehmen. Indem er aber dies that, schmolz die Hitze des Ofens das Harz, mit welchem die Schnur der Larve befestigt war. Die Schnur ging los und die Larve fiel auf den Boden, während der volle Dampf des Giftes ihm in das Gesicht stieg, beinahe ehe er noch in seiner eifrigen Aufmerksamkeit den verhängnißvollen Unfall wahrnahm.

Ein einziges schreckliches Gekreisch — ein Schrei, den Der, welcher ihn Ein Mal gehört, nie wieder vergessen konnte — nicht ein Schrei der Todesangst, des Erschreckens oder der Ueberraschung, sondern ein gellendes, heftiges Einziehen des Athems, das mehr dem Gekreische eines zur Wuth gereizten großen Raubvogels, als dem Tone einer menschlichen Stimme glich, war Alles, was Gaudins Lippen entfuhr. Jede Muskel seines Gesichts verzerrte sich augenblicklich auf die furchtbarste Weise, er taumelte eine Secunde lang und nicht länger neben dem Ofen und schlug dann mit der vollen Wucht seines Körpers zu Boden. Er war todt.

Exili hatte das erwartet. Seine Gier erlaubte ihm kaum, so lange noch zu warten, als Sainte-Croix taumelte, und kaum lag dieser auf dem Boden, als der Arzt, das noch übrige Gift in die Asche schüttend, wie ein Raubthier auf ihn losstürzte, ihm sogleich den

Geldsack aus dem Mantel zog und ihn in seine eigne Tasche steckte. Hierauf riß er alle werthvolle Zierden ab, welche Gaudins reiche Kleidung schmückten, und nahm zuletzt das kleine goldene Herz, das ihm um den Hals hing und worin jener rothe Krystall sich befand, der Exili's Aufmerksamkeit in der ersten Nacht, welche Sainte-Croix sich in der Bastille befand, erregt hatte. Als er das Herz öffnete, um den Beryll zu betrachten, bemerkte er einen kleinen darunter liegenden Pergamentstreifen, auf welchen einige kaum leserliche Worte geschrieben waren. Bei dem Scheine des Lichts, welches Sainte-Croix mit sich gebracht hatte und welches düster in dieser unterirdischen Atmosphäre brannte, las er mit Mühe die folgenden Worte:

„Beatrix Spara ihrem Kinde am Vorabende ihrer Hinrichtung. Rom ao. d. 1642. Ein Amulet gegegen den bösen Blick und gegen Gift.“

Ein erstickter Schreckensruf, der gleichwohl die furchtbarste innere Qual verrieth, entfuhr ihm, als er diese Worte gelesen. Einige Secunden waren seine Augen auf den Krystall geheftet, als ob sie unter der Stirn hervorzuspringen drohten, sein Mund stand offen und sein Athem stockte. Dann folgte ein zweiter und ein dritter keuchender Schrei; wieder las er die Zeilen, als ob dadurch die Bedeutung derselben geändert werden könnte, aber die einfachen Worte blieben dieselben und furchtbar war die darin liegende Enthül-

lung — bis er, das Gesicht mit den Händen bedeckend, neben dem Leichnam auf die Kniee niedersank. Gaudin de Sainte-Croix, der unbekannte Abenteurer — der Glücksritter, den Niemand jemals in Bezug auf seine Herkunft zu fragen gewagt hatte — war sein eigener Sohn, die Frucht seines vertrauten Umganges mit der Sicilianerin, von der er in Palermo die Geheimnisse seines höllischen Handwerks gelernt hatte, und zwar Anfangs, um Die zu entfernen, welche diesem Verhältnisse feindlich waren. Das Kind war noch nicht zwei Jahre alt, als er sich selbst genöthigt gesehen hatte, aus Italien zu fliehen, und er hatte geglaubt, daß nach der Hinrichtung der Mutter das Kind unbekannt und hilflos in den Straßen von Rom umgekommen sei.

Einige Minuten lang blieb er so fast in gänzlicher Erstarrung, ward aber endlich durch ein heftiges Pochen an der Thür des Gewölbes aufgeschreckt, und gleich darauf stürzte der Mann, welchem das Haus in der Rue de la Harpe gehörte, herein und meldete die Ankunft der Wache, welche, da ihr Sainte-Croix nicht, wie er versprochen, entgegengekommen, sich von dem Küfner nach dem Laboratorium Exili's hatte führen lassen. Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als die stachligen Hellebarden im Glanze der Fackeln hinter ihm zum Vorschein kamen.

„Zurück!“ schrie Exili, als er die Wache erblickte,

„zurück! oder ich tödte Euch mit mir zugleich, so daß auch kein Mensch den Platz lebend verlassen soll.“

Der commandirende Offizier befahl seinen Leuten einzutreten, aber Einige davon erinnerten an das Schicksal Derer in der Schiffmühle, welche der Dampf getödtet hatte, und zögerten.

„Euer Leben ist in meiner Hand,“ fuhr der Arzt fort, „und wo Ihr einen Schritt vorwärts thut, so ist es verwirkt. Ihr habt mich noch nicht.“

Mit diesen Worten schoß er durch eine Thür an dem andern Ende des Zimmers und verschwand. Die Wache drängte sich sogleich hinterher; sowie aber Exili hinaus war, senkten sich mehrere schwere Balken, gleich einem Fallgatter, von der Decke herab und machten die weitere Verfolgung unmöglich. Ein lautes teuflisches Gelächter hallte durch das Souterrain, welches immer schwächer und schwächer ward, bis man es nicht mehr hörte.

Zweites Kapitel.

Die Sachen nehmen für alle dabei Betheiligten eine sehr ernste Wendung. — Die Entdeckung und die Flucht.

„Ah!“ sagte Meister Picard mit einem behaglichen Ausdrucke der Ermüdung und demselben angenehmen Schauer, den er empfunden haben würde, wenn er so eben in ein künstlich erwärmtes Bett gekrochen wäre, „ah, es ist etwas Schönes, es sich bequem zu machen, nachdem man als Mensch und als Bürgergardist seine Pflicht gethan.“

Und er sank in einen Lehnstuhl, der ihn ganz unsichtbar gemacht haben würde, wenn sein dicker Bauch nicht gewesen wäre; dann legte er seine kleinen Beine auf einen zweiten Stuhl und zündete eine mächtige Pfeife an, deren Kopf wie ein Drachenkopf gestaltet

war, der den Rauch aus seinen Nasenlöchern auf eine Weise von sich blies, welche schrecklich anzusehen war.

Es war eine kalte Nacht. In dem Kamin loderten und prasselten große Holzscheite, auf den Feuerböcken und in der glühenden Asche standen mehrere Kochmaschinen, aus denen der duftige Geruch starker Getränke oder schmackhafter Brühen aufstieg, während an einem, aus einem alten Rappier gebildeten Spieße ein Fasan stak, welchen der Gascogner, Jean Blacquart, fleißig drehte und dabei mit gegen den Kaminvorsprung gelehntem Rücken auf dem Boden saß, dazu ein Studentenlied summte, nach dessen Tact er den Vogel drehte.

Es sah Alles sehr gemüthlich und behaglich aus. Der Tisch war gedeckt und blanke zinnerne Kannen und Hornbecher mit silbernen Rändern warfen den Schein des Feuers zurück, welches mit seiner warmen Gluth auch die Decke erhellte, und die Schatten an den Wänden auf- und abtauchen ließ. Draußen war es nicht so anmuthig, die Kälte war streng, der Schnee fiel in Massen und der kalte Wind saus'te die enge Straße herauf und jagte alle Beutelschneider und sonstige böse Gesellschaft schneller vor sich her, als alle Nachtwächter, selbst mit den Spitzen ihrer Hellebarden, hätten thun können.

„Ich dächte, Ihr könntet statt Eures Liebesliedchens eine muntere Tanzmelodie singen, Jean," sagte

Meister Picard, „es kommen so viele Pausen darin vor, während welcher der Spieß still steht, so daß Ihr die Brust des Vogels beinahe verbrennen werdet, während der Rücken nicht durchbratet.“

„Es ist dies im Allgemeinen ein Sinnbild der Liebe,“ entgegnete der Gascogner, „in Betracht, daß auch dadurch unsere Brust doppelt erwärmt wird, während der Rücken dabei schlecht wegkommt, besonders wenn unser Liebchen kostspielig ist, so daß der Preis von drei Wämsern dazu gehört, um ihr ein einziges Kleid kaufen zu können.“

„Ich habe auch einmal geliebt,“ sagte Meister Picard, „aber das ist schon lange her. Ein wohlbeleibter Mann wird dadurch zu sehr angegriffen. Hätte ich damals nicht zweimal so viel gegessen, wie gewöhnlich, so hätte ich's gar nicht aushalten können. Auch waren die Geschenke, die ich meiner Dame machte, gewöhnlich von sehr großem Werthe und ich bekam nie wieder etwas geschenkt.“

„Ich mache niemals Geschenke,“ bemerkte der Gascogner, „denn ich habe in vielen hundert Fällen gefunden, daß meine Zärtlichkeit höher geschätzt wird als Alles, und demgemäß Aufnahme findet.“

„Aber gesetzt, es käme Euch ein freigebiger Nebenbuhler in den Weg?“ sagte Meister Picard.

„Ich hatte nie einen Nebenbuhler,“ sagte Blacquart großartig, „und werde niemals einen haben. Gesetzt

auch, es wäre einer so kühn, mir in die Quere zu kommen, so würde er doch keinen gewöhnlichen Gegner an mir finden. Mit diesem starken Arm und einer guten Klinge würde ich ihn in Kochstücken zerhacken, ehe er ein Paternoster beten könnte."

Und in seiner Begeisterung erfaßte er den Griff des Rappiers, welches als Bratspieß diente, und schwang es um den Kopf, ganz vergessend, daß der Fasan daran stak und fest überzeugt, daß seine ritterliche Thatkraft wirklich in Activität gesetzt sei. Er hörte auch nicht auf die Zurechtweisung des Meisters Picard, bis ein plötzliches, heftiges Pochen an der Hausthür ihn mitten in seiner eingebildeten Tapferkeit so erschreckte, daß er das Rappier fallen ließ und Vogel, Bratspieß und Alles auf den Boden purzelte.

„Der Tausend, bin ich zusammengefahren!" bemerkte der Gascogner. „Was kann es noch zu so später Stunde geben?"

„Das könnt Ihr erfahren, wenn Ihr hinausgeht und nachseht," entgegnete Meister Picard hinter seiner Pfeife hervor.

„Gesetzt aber, es wären einige übel gesinnte Studenten, die uns abermals ärgern wollten?" meinte Blacquart, „und sie bänden mich an Händen und Füßen. Was würde ohne meinen Schutz aus Euch werden? — Hoho!"

Der letzte Ausruf geschah in Folge einer heftigen Wiederholung des Klopfens.

„Geht und macht die Thür auf!“ brüllte Meister Picard, daß er ganz kirschbraun ward. „Heute Nacht läuft Niemand zu seinem Vergnügen draußen herum, da verlaßt Euch darauf.“

Mit großer Abneigung, sich von dem Kamin hinwegzubegeben, ging der Gascogner nach der Thür. Ehe er sie aber öffnete, fragte er, seine Courage zusammenraffend:

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Philipp Glazer,“ sagte eine wohlbekannte Stimme. „Seid Ihr todt oder taub, daß Ihr mich nicht hineinlaßt. Oeffnet schnell — schnell!“

Durch die bekannte Stimme wieder beruhigt, riegelte Blacquart schnell die Thür auf, und Glazer eilte in das Zimmer. Er war kaum angekleidet und offenbar schnell von zu Hause fortgegangen.

„Meister Picard,“ rief er, „Ihr müßt gleich mit mir nach der Place Maubert kommen. Ein schreckliches Ereigniß hat sich zugetragen. Herr Gaudin von Sainte-Croix —“

„Nun, was ist mit dem?“ fragte der Bürger, durch Glazers ängstliches Aussehen halb aus dem ruhigen Genusse der Ruhe und des Tabaks aufgeschreckt.

„Er ist todt!“ entgegnete Philipp. „Er wohnte bei uns oder vielmehr, er hatte bei uns ein Zimmer zur

Betreibung seiner chemischen Experimente, und wir haben so eben gehört, daß sein Körper leblos in den Gewölben des Palais des Thermes gefunden worden ist.“

„Ermordet?“ fragten der Gascogner und Meister Picard gleichzeitig.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Glazer, „es sind wohl schon hundert Geschichten im Umlauf, aber wir sind noch zu sehr außer uns, um irgend eine näher zu erwägen. Er hat aber beinahe sein ganzes Eigenthum in unserm Gewahrsam gelassen, und wir müssen es sogleich versiegeln, bis wir die Anordnung der Behörden erfahren.“

„Das ist die Sache des Polizeicommissairs des Viertels,“ sagte Meister Picard.

„Das weiß ich,“ antwortete Glazer ungeduldig, „aber Herr Artus liegt krank im Bette und hat bestimmt, daß Ihr als ein Mann von gutem Rufe dem Verfahren als Zeuge beiwohnen sollt. Sein Schreiber, Pierre Frater, hat sich schon nach unserm Hause aufgemacht. Ich bitte Euch, kommt ohne weitern Zeitverlust mit.“

Es war eine harte Prüfung für Meister Picard, seinen schon halbbereiteten Schmaus zu meiden und der Discretion des Gascogners zu überlassen, dessen Appetit, wie gewöhnlich der aller Leute von schwachem Verstande, ungeheuer war. Aber die Dringlichkeit des

Falles und Philipp Glazers inständiges Bitten ließ ihm keine Aussicht, sich seiner Pflicht entziehen zu können und indem er daher seinen Mantel, seine Waffen und andere Kennzeichen seiner Autorität zusammenraffte, ging er nicht ohne Grollen hinaus, um Glazer nach dem Hause seines Vaters auf der Place Maubert zu begleiten, welche nicht über zehn Minuten Weges von der Rue des Mathurins entfernt war.

So spät es auch war, hatte sich doch die Nachricht von Sainte-Croix's Tode über den um den Schauplatz des Ereignisses liegenden Theil von Paris verbreitet, und als Philipp und der wackere Bürger anlangten, stand schon der ganze Hof voll Menschen, die trotz des unfreundlichen Wetters sich versammelt hatten, um authentische Nachrichten über den Vorfall zu sammeln. Der Umstand, daß Exili auf eine oder die andre Weise mit dabei betheiligt war, hatte schon Anlaß zu den wunderlichsten Geschichten gegeben, von denen die hauptsächlichste die war, daß man den Teufel mit dem unglücklichen Arzte in den Klauen, auf dem nördlichen Thurme von Notre Dame habe sitzen sehen, von wo er seine Beute wahrscheinlich an den Ort der Qual geschafft habe, dessen Erwähnung mehr Bekreuzen und Segnen veranlaßte, als alle Messen, denen die Klatschschwestern in der letzten Woche beigewohnt hatten.

Meister Picard machte sich mit dem Ellnbogen Platz durch die Menge und nahm seine würdevolle

Amtsmiene an, während er Philipp befahl, Niemanden einzulassen, als die zum Hause gehörigen Personen, und dann stieg er mit Pierre Frater, dem Schreiber des Commissairs, nach dem Zimmer hinauf, welches Gaudin eingenommen hatte.

Das Zimmer bot jenes unheimliche Interesse dar, welches ein plötzlicher Todesfall den unwichtigsten, mit der Existenz des Verblichenen in Verbindung stehenden Gegenständen verleiht. Die Feder lag auf den halbbeendeten Briefen, ein Verzeichniß von Dingen, die den andern Tag besorgt werden sollten, war mit einer Stecknadel an der Wand befestigt und die Uhr tickte in ihrem Gehäuse, obschon die Hand, die sie in Bewegung gesetzt, steif und kalt war. Auf dem Tische lagen einige Würfel, an denen der Eigenthümer offenbar gearbeitet hatte, um dem Wurfe derselben bei dem nächsten Hazardspiele eine zu berechnende Gewißheit zu geben; eine halbgeleerte Flasche Wein, ein eingezeichnetes Buch, ein an der verlöschenden Gluth des Heerdes trocknender Mantel — alle diese leblosen Gegenstände hatten eine schreckliche Bedeutung.

„Ihr habt die Siegel, Meister Frater," sagte der Bürger, „wir wollen Alles sicher stellen, bis wir weitern Befehl erhalten."

Der Schreiber des Commissairs zog das Amtssiegel nebst mehrern langen Pergamentstreifen heraus und sie begannen dann mit Hilfe Philipp's die Siegel

an Alles, was ihnen im Zimmer wichtig erschien, zu legen. Während sie aber noch so beschäftigt waren, hörte man ein verworrenes Gemurmel unten im Hofe, und Meister Picard erblickte, als er zum Fenster hinaussah, einen Wagen, welcher so schnell durch den Thorweg fuhr, als der Schnee es erlaubte. Ein Mann sprang daraus hervor, schlug die Wagenthür wieder hinter sich zu und kam im nächsten Augenblicke schnell die Treppe hinauf und erzwang fast den Eingang in's Zimmer.

„Hier darf Niemand herein, mein Herr," sagte der kleine Bürger, ihm die Hellebarde entgegenhaltend.

Aber der Eindringende stand schon in der Mitte des Zimmers.

„Ich bin der Diener des Herrn von Sainte-Croix und mein Name ist Lachaussée," sagte er. „Ich thue gegen diese Versiegelung Einspruch."

„Und aus welchem Grunde?" fragte Frater, der Schreiber.

„Weil sich hier Vieles befindet, was mein Eigenthum ist," entgegnete Lachaussée. „Ihr werdet in diesem Schreibepulte einhundert Pistolen und dieselbe Anzahl Silberkronen in einem Leinwandbeutel finden. Mein Herr gab sie mir und versprach, mir auch noch dreihundert Livres zu schenken. Ihr werdet ohne Zweifel finden, daß er dies gethan hat, und hat er es nicht gethan, so könnt Ihr Euch auf mein Wort verlassen,

daß Alles, was ich hier sage, die reinste Wahrheit ist.“

„Wir zweifeln gar nicht an Eurem Worte, Herr,“ sagte der Schreiber; „aber jetzt können wir Euch auch nicht eine Stecknadel werth aus diesem Zimmer ausantworten. Wenn die Behörde, deren bloße Diener wir sind und auf deren Befehl wir handeln, die Siegel wieder erbricht, so könnt Ihr Euch versichert halten, daß alle Eure Ansprüche berücksichtigt werden.“

„Aber das ist ja nur eine Kleinigkeit. Ihr werdet mir doch deshalb nicht so viel Ungelegenheiten verursachen,“ antwortete Lachaussée, seinen Ton ändernd.

„Es thut uns leid,“ antwortete Meister Picard sehr großartig, als er nun von Pierre Frater gehört hatte, was zu entgegnen war, „es thut uns leid, aber vor der Hand ist das Gesetz peremtorisch.“

„Wenn ich nichts über Euch vermag,“ sagte Lachaussée, „so will ich Jemanden holen, der es vielleicht eher im Stande ist.“

Ehe noch die Beiden Zeit hatten, zu antworten, verließ er das Zimmer und kehrte nach Verlauf einer Minute zurück, indem er zugleich zum Erstaunen aller Anwesenden die Marquise von Brinvilliers mitbrachte.

Marie war blaß wie Marmor. Ihr schönes Haar, das gewöhnlich so sorgfältig und geschmackvoll geordnet war, hing ihr in wilder Verwirrung um Hals und Schultern, ihre Augen glitzerten und ihre Lippen

waren bleich und zitternd. Sie hatte ihre Wohnung offenbar eiligst verlassen und nur einige Kleider, so wie sie ihr zunächst in die Hand gefallen, übergeworfen, die sie nun wegen der Rauhheit der Witterung dicht um sich zog. Und doch, ob sie schon das Ebenbild der Angst und Bestürzung war, machte sie doch von Zeit zu Zeit sichtbare Anstrengungen, ihrer Aufregung Herr zu werden und mit der Falschheit, die schon längst ihre zweite Natur geworden war, Die, denen sie jetzt gegenüberstand, über den wirklichen Gegenstand ihrer Gefühle zu täuschen.

Sie schaute, als sie eintrat, wild auf die versammelte Gesellschaft und endlich fiel ihr Auge auf den jungen Glazer, mit dem sie, wie wir schon gesehen haben, gut bekannt war. Erfreut, unter solchen Umständen Jemanden zu treffen, der sie kannte, ging sie sogleich auf ihn zu, ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen und rief mit hohler, zitternder Stimme:

„O Philipp, Ihr wißt Alles — o wie schrecklich!"

Glazer richtete einige gewöhnliche Trostworte an sie; ehe er aber damit fertig war, raubte ein Anfall von heftigen Krämpfen der geängstigten Frau das Verständniß seiner Worte. Er trug sie auf einen Stuhl, und Frater, Picard und die übrigen Versammelten traten schweigend um sie herum und betrachteten die zuckende schöne Gestalt mit aufrichtigem Mitleiden, denn das Verhältniß, welches zwischen Gaudin und ihr be=

standen hatte, war jetzt kein Geheimniß mehr. Der Einzige, der vollkommen ungerührt blieb, war Lachaussée und er betrachtete sie mit einem Ausdruck der Unbefangenheit, welcher verrieth, daß er an der Wirklichkeit des Krampfes zweifle.

Nach wenigen Minuten kam sie wieder zu sich; sie sprang von ihrem Sitze auf und wendete sich an Pierre Frater, dem sie an seiner Amtsmiene sogleich ansah, daß er hier die erste Person vorstellte.

„Mein Herr," sagte sie, „ich weiß nicht, was Lachaussée hier zu erreichen gesucht, es befindet sich aber ein kleines Kästchen hier, welches mir allein gehört und das ich hoffentlich werde mitnehmen dürfen. Philipp Glazer erräth vielleicht, von welcher Art die darin befindlichen Schriften sind, er wird es Euch erklären."

„Madame," entgegnete der Schreiber, „es thut mir leid, Euch dieselbe Antwort geben zu müssen, die ich dem Diener des Herrn von Sainte-Croix gegeben, aber es darf durchaus nichts ohne die Erlaubniß meines Herrn, des Commissairs, fortgetragen werden."

„Von Herrn von Sainte-Croix's Eigenthum nichts, das weiß ich wohl," entgegnete die Marquise, „aber das Kästchen ist ja mein — — mein Eigenthum — versteht Ihr? Seht, da ist es, Ihr müßt es mir geben. Ihr müßt."

Mit diesen Worten zeigte sie auf das kleine, mit

eingelegter Arbeit verzierte Kästchen, von welchem schon früher die Rede gewesen ist und welches hinter den Thüren eines zwischen den Fenstern stehenden Glasschrankes sichtbar war. Sie wiederholte ihre Forderung mit vermehrtem Nachdrucke und hatte Grund dazu, denn dieses Kästchen war es, welches ihren Opfern die schrecklichsten Gifte geliehen hatte.

„In der That, Madame," antwortete Frater fest, aber ehrerbietig, „jetzt könnt Ihr es nicht bekommen."

„Ihr müßt es mir geben!" rief sie, den Schreiber bei der Hand fassend, „es enthält eine Sache, bei der es auf Leben und Tod ankommt, und Ihr wißt nicht, wen es betreffen kann. Gebt mir das Kästchen, mein Rang und mein Einfluß überheben Euch jeder Verantwortlichkeit, wenn Ihr es thut. Ihr seht, die Siegel sind an dem Schranke noch nicht angelegt worden und es wird Euch daher bei Erfüllung Eurer Pflicht weiter nichts stören. Gebt mir es."

Sie ließ seine Hand los und ging auf den Schrank zu, aber Frater trat vor sie hin und rief:

„Verzeiht, Madame, und zwingt mich nicht, meine Galanterie oder die Höflichkeit zu vergessen, welche man einer Dame von Euerm Stande schuldig ist. Das Kästchen kann Euch blos auf Befehl des Herrn Artus ausgeliefert werden."

„Und wo ist dieser?" fragte sie schnell.

„Er ist krank und befindet sich in seinem Hause in der Rue des Noyers,“ antwortete der Schreiber. „Morgen wird er ohne Zweifel Euch allen Beistand leisten.“

„Morgen ist es zu spät,“ rief Marie, „ich muß ihn jetzt sprechen — diesen Augenblick. Auf Wiedersehen, meine Herren, ich hoffe Euch in wenig Minuten den Befehl zur Auslieferung meines Kästchens zu bringen.“

Und ohne weitern Gruß drehte sie sich um und verließ das Zimmer, indem sie Lachaussée ersuchte, ihre Rückkehr abzuwarten.

Die außerordentliche Angst, welche sie verrieth, schrieb man auf Rechnung ihrer Liebe zu Sainte-Croix, und als sie das Zimmer verlassen, fuhren die Andern stillschweigend in Ausübung ihrer Amtspflicht fort. Lachaussée setzte sich in eine Fenstervertiefung und sah zu, und Philipp stellte einige Dinge zusammen, die seinem Vater gehörten und hauptsächlich aus chemischen Gläsern und Destillirkolben bestanden und die er sodann zusammen in eine Kiste that, um sie abholen zu lassen, sobald es erlaubt sein würde.

Kaum aber waren fünf Minuten verstrichen, als abermals ein Wagen in den Hof fuhr und Desgrais, der thätige Gefreite der Marechaussée, mit ein paar Polizeiagenten die Treppe heraufkam. Als er in das Zimmer trat, überflog er mit den Augen die verschie-

denen Möbels und gab, als er bemerkte, daß das Gerichtssiegel sich schon an den meisten derselben befand, seinen Beifall durch Kopfnicken zu erkennen; dann wendete er sich zu Philipp und sagte:

„Herr Glazer, wir brauchen Euch keine Ungelegenheiten durch Zurückhaltung Eurer Sachen zu machen. Was Ihr als Euer Eigenthum bezeichnet, soll Euch sogleich gegen Eure Unterschrift ausgehändigt werden.“

„Ihr seid sehr gütig,“ entgegnete Philipp, „aber Alles, was der arme Herr von uns entlehnt hatte, war von geringer Bedeutung. Es ist jedoch dieses kleine Kästchen da, welches der Eigenthümer sehr gern wieder haben möchte. Die Marquise von Brinvilliers hat dringend darum gebeten.“

„Die Marquise von Brinvilliers?“ rief Desgrais mit einigem Nachdruck, „und Ihr sagt, es habe viel daran gelegen?“

„Wie ich gesagt habe — ihre Besorgtheit war fast auffällig.“

Desgrais stand eine Minute lang schweigend da.

„Halt!“ sagte er endlich, „wir wollen doch das Kästchen untersuchen, auf welches man so viel Werth legt. Ich habe meine Gründe dazu.“

Auf seinen Befehl nahm Pierre Frater das Kästchen herunter, denn Meister Picard konnte nicht so hoch hinauflangen, und setzte es auf den Tisch. Die

Andern drängten sich neugierig heran, und besonders Lachaussée, welcher gleich bei der ersten Erwähnung des Gegenstandes von seinem Sitze aufgestanden war. Man fand Sainte-Croix's Schlüssel in einem der Schubfächer des Tisches, und Desgrais wählte einen sonderbar in Stahl gearbeiteten aus und steckte ihn in das Schloß. Der Deckel flog sogleich auf.

„Das ist ein falscher Boden," sagte Desgrais, „und es liegt etwas Geschriebenes darauf. Laßt uns sehen, was es enthält."

Mit diesen Worten ergriff er das Papier und las wie folgt:

„Ich bitte inständig Die, in deren Hände dieses Kästchen fallen mag, wer sie auch seien, es der Marquise von Brinvilliers, gegenwärtig in der Rue Neuve St. Paul wohnend, einzuhändigen, da der Inhalt nur für diese allein von Wichtigkeit, und außerdem für Jedermann ganz gleichgiltig ist. Sollte sie vor mir gestorben sein, so verbrenne man das Kästchen, so wie es ist, ohne es zu öffnen oder den Inhalt zu durchsuchen."

„Das Papier," fuhr Desgrais fort, „schließt mit einer Anrufung Gottes in Bezug auf die Aufrichtigkeit dieser Bitte und einem halb ausgedrückten Fluche über Die, welche sich weigern, dieselbe zu erfüllen."

„Ich glaube, mein Herr, daß ich, da Eure Neugierde soweit befriedigt ist, das Kästchen mit mir zu Madame Brinvilliers nehmen kann,“ sagte Lachaussée.

„Halt,“ entgegnete der Gefreite, als der Andere schon die Hand ausstreckte, „da ist noch ein Papier. Es ist eine Quittung über eine Summe Geld für verrichtete Dienste und „Lachaussée“ unterzeichnet.“

Bei Nennung seines Namens zog sich Lachaussée von dem Tische zurück und ging, einige undeutliche Worte murmelnd, nach der Thür, aber Desgrais rief:

„Ihr scheint bei dieser Sache sehr betheiligt zu sein, Herr, und dürft uns noch nicht verlassen. Es mögen zwei Mann an die Thür treten und Niemanden ohne meinen Befehl passiren lassen.“

Zwei Mann von der Patrouille, welche mit dem Gefreiten hereingekommen waren, stellten sich an die Thür und kreuzten ihre Hellebarden vor derselben. Es herrschte eine Todtenstille, und die Neugierde Aller ward auf's Peinlichste gespannt. Lachaussée lehnte sich zurück an den Schrank, verschränkte die Arme und sah ruhig den weiteren Proceduren zu, ohne daß ein äußerliches Zeichen seine innere Aufregung verrathen hätte.

„Diese Sache bedarf noch einige außerordentliche Untersuchung,“ sagte Desgrais. „Dieser falsche Deckel muß durch eine Feder sich öffnen lassen, da weder Schloß noch Griff daran ist.“ Er hielt das Kästchen empor und drehte es um und bemerkte, daß eins der

Knöpfchen, mit denen es beschlagen war, eine etwas dunklere Farbe hatte, als die übrigen, gleichsam als wäre es öfterer betastet worden. Sein geübtes Auge sagte ihm, daß dies das rechte sei. Er drückte darauf und der Deckel schnellte empor. Er drehte hierauf das Kästchen um und schüttete den Inhalt desselben auf den Tisch — es waren mehrere kleine Päckchen und Schächtelchen und Phiolen — die meisten versiegelt und mit verschiedenen Etiquetten bezeichnet.

„Sublimat, Vitriol, Opium," rief Desgrais laut lesend, „der Tausend, meine Herren, wir werden einige sonderbare Entdeckungen machen."

„Wollt Ihr mir erlauben, hinauszugehen?" sagte Philipp Glazer zu Desgrais, „ich glaube, es ist Niemand unten und mir war es, als hörte ich die Klingel läuten."

„Ja wohl," entgegnete der Gefreite, „kommt aber nur so bald als möglich wieder. Wir werden Euch vielleicht später als Zeuge bei diesen Enthüllungen brauchen."

Philipp versprach dem Wunsche Folge zu leisten, verließ dann das Zimmer und flog dann schnell die Treppe hinab, in den Laden seines Vaters. Der alte Mann hatte sich zeitig zur Ruhe begeben, aber sein Gehilfe Panurg war auf einem der Tische so fest eingeschlafen, daß Philipp einige handgreifliche Mittel anwenden mußte, um ihn zu erwecken.

„Heda, Panurg!“ rief sein junger Herr mit leiser, aber deutlicher Stimme, „wache auf, wenn ich Dir nicht soll alle Knochen in Deinem elenden Cadaver zerschlagen. Hörst Du?“

„Hippocrates sagt, daß Erysipelas auf den entblößten Knochen sehr schlimm ist,“ murmelte Panurg, dem eben von seinen gelehrten Studien träumen mochte.

„Warte,“ rief Philipp, „ich will Dir gleich den Beweis dazu liefern, wenn Du nicht aufpassest. Wache auf, sag' ich Dir!“

Mit diesen Worten schüttelte er den Gehilfen so tüchtig, daß er ihn aus einem Starrkrampfe aufgeweckt haben würde. Panurg kam dadurch sogleich zum vollen Gebrauche seiner Fähigkeiten und erwartete Glazers weitere Befehle.

„Du kennst doch das Haus des Herrn Artus, des Polizeicommissairs in der Rue des Noyers?“

„Ja, das weiß ich,“ entgegnete Panurg. „Er hatte einmal einen Gichtanfall, wogegen wir ihm Hollundersaft gaben —“

„Zum Teufel mit dem, was Du ihm gegeben hast,“ sagte Philipp, „ich will blos wissen, ob Du ihn aufzufinden weißt. Nun paß auf. Laufe sogleich hin und wenn Du keine Zeit unterwegs verlierst, wirst Du wahrscheinlich die Marquise von Brinvilliers dort

antreffen. Gieb ihr dieses Briefchen, aber blos ihr, wenn Dir Dein nichtswürdiges Leben lieb ist."

Er schrieb hastig auf einen Streifen Papier:

„Die Polizei hat in einem Sainte-Croix gehörigen Kästchen einige Gegenstände gefunden, die Euch, weil Ihr, wie zu vermuthen steht, davon gewußt habt, in große Verlegenheit bringen können; seid deshalb vorsichtig in Bezug auf Eure weiteren Schritte."

„P. G."

„Nun, marsch fort!" sagte Philipp, den Brief schnell zusammenbrechend, „und komm gleich wieder, sobald Du es in ihre eigenen Hände übergeben. Die arme Frau," fuhr er halb mit sich selbst sprechend fort, „es wäre doch traurig, wenn sie aus bloßer Galanterie in die Thaten mit verwickelt werden sollte, welche ihr Geliebter verübt zu haben scheint."

Ohne eine Sylbe zu antworten, lief Panurg fort und Glazer kehrte nach dem Zimmer zurück, als er Desgrais begegnete, welcher die Treppe herabkam und das Kästchen unter dem Arme trug, während zwei Mann von der Polizei ihm folgten, die Lachaussée in ihrer Mitte führten. Der Gefreite redete ihn an:

„Wir werden Eure und Eures Vaters Dienste morgen gebrauchen, Herr Glazer, um diese verschiedenen

Gegenstände zu analysiren. Ich habe sie versiegelt und mache Euch für die sichere Aufbewahrung derselben verantwortlich.“

„Ich appellire,“ rief Lachaussée, „gegen meine Verhaftung als ungerecht und dem Gesetz zuwider. Ihr habt kein Recht, mich des bloßen Umstandes wegen, daß mein Name auf diesem Papiere steht, festzuhalten.“

„Wenn ich Euch unrecht thue, so bin ich zu jeder Satisfaction bereit,“ antwortete Desgrais kaltblütig. Er wendete sich hierauf zu der Wache und sagte:

„Führt diesen Mann nach dem Chatelet. Und nun, Herr Frater, könnt Ihr mich mit Meister Picard ohne Zeitverlust nach der Rue des Noyers begleiten. Wir werden daselbst wahrscheinlich die Marquise von Brinvilliers antreffen.“

Philipp fühlte sein Herz erbeben, als der Gefreite diesen Namen aussprach. Er bemühte sich sogleich, einigen Verzug in Desgrais' Weitergang herbeizuführen, indem er ihm einige Erfrischungen anbot, ihn bat, einen Augenblick zu verziehen und die Fackeln der Wache putzen zu lassen, und der großen Kälte wegen noch einen Mantel, der sich aber nicht gleich auffinden ließ, umzunehmen. Auf diese Weise wurden einige Minuten gewonnen und dann ging die ganze Mannschaft über die Place Maubert, während Philipps

einzige Hoffnung war, daß Panurg seinen Auftrag bereits ausgeführt haben werde.

Während dieser Furcht- und Bangenerregende Auftritt in Glazers Hause vorging, hatte Marie das Haus des Polizeicommissairs erreicht. Einige von den Dienern waren wach für den Fall, daß noch weitere Befehle von Desgrais eingingen, und von diesen erfuhr sie, daß Herr Artus nicht gestört werden könne. Durch freigebige Bestechung, indem sie alles Geld, was sie bei sich führte, aufwendete, gelang es ihr, endlich Eintritt in das Zimmer des Commissairs zu erhalten und sie setzte ihn mit wenigen eiligen Worten von dem Gegenstande ihres Besuchs in Kenntniß. Ihr Eifer war aber dabei so seltsam, daß Herr Artus sie ersuchte, zu warten bis zum nächsten Tage, wo er dann von seinen Agenten Rapport über das Vorgefallene erhalten haben würde. Hätte sie weniger Aengstlichkeit und Eifer gezeigt, so würde er ohne Zweifel gewährt haben, um was sie so dringend bat.

Als sie sah, daß auch hier keine Aussicht auf Hilfe sei, verließ sie, von der ungeheuersten Angst gefoltert, das Zimmer und wollte, kaum wissend, welchen Weg sie einzuschlagen habe, nach der Place Maubert zurückkehren, als Panurg mit Glazers Briefe ankam. Sie las ihn schnell und der Inhalt desselben traf sie wie ein Donnerschlag.

„Dann ist Alles vorbei!“ rief sie und ohne wei-

ter ein Wort mit dem Gehilfen noch einem der Diener zu wechseln, flog sie, halbgekleidet, wie sie war, durch die in Finsterniß gehüllten und hoch mit Schnee bedeckten Straßen, in der Richtung nach ihrem Hotel in der Rue St. Paul.

Viertes Kapitel.

Mariens Flucht nach Lüttich. — Paris. — Der Galgen von Montfaucon.

Eben hatte es auf der großen Glocke der Bastille Zwölf geschlagen, als die Marquise von Brinvilliers — erschreckt und athemlos und ungeachtet ihrer Eile in ihrer leichten Kleidung vor Kälte zitternd — in dem Hôtel d'Aubray ankam. Es war in diesem Viertel von Paris kein Zeichen des Lebens bemerkbar, denn die Einwohner hatten sich schon längst zur Ruhe begeben und das schwache Licht, welches aus den Vorderfenstern von Mariens Wohnung auf den Schnee schimmerte, welcher die Straße bedeckte, war das Einzige, was ihr den Weg zeigte. Der schläfrige Portier ließ sie ein und sie eilte über den innern Hof, die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Françoise Roussel, ihre Dienerin, war wach und

wartete auf sie. Die Herrin war in so außerordentlicher Angst und halb angekleidet fortgegangen, daß Françoise sogleich bemerkte, daß etwas Bedeutendes vorgefallen sein müsse, und jetzt als Marie zurückkam, erschrak das Mädchen über ihr fast entsetzliches Aussehen. Als sie in das Zimmer eingetreten, fiel sie keuchend auf eins der kleinen Sopha's und die Dienerin bemerkte nun, daß sie einen Schuh verloren, und vielleicht die ganze Entfernung von der Place Maubert mit dem nackten kleinen Fuße im Schnee gelaufen war, ohne es zu bemerken. Bei ihrer eiligen Toilette hatte sie, nachdem sie aus dem Bett aufgesprungen, blos die Schuhe ohne etwas Anderes angezogen, ein dickes weites Ueberkleid umgeworfen und war so mit Lachaussée nach Glazers Hause geeilt, denn erst von Gaudins Mitschuldigen hatte sie die Nachricht von des Ersteren Tode und von der gefährlichen Lage, in die sie dadurch gerieth, erhalten, und nun wußte sie in dem Schrecken und der Angst des Augenblicks kaum, welcher fernere Weg einzuschlagen sei, und blieb einige Minuten mit vor die Stirn gedrückten Händen sitzen, als ob sie einen der ihr Gehirn durchjagenden Gedanken festhalten und näher prüfen wollte. Einige Anerbietungen von Seiten ihrer Dienerin fanden kurze zornige Abweisung, und Françoise, die beinahe dadurch ebenso erschreckt ward, als es die Marquise selbst war, blieb vor ihr stehen und schauete sie an und wußte nicht, was sie thun sollte.

Mittlerweile hatte Desgrais mit dem wichtigen Kästchen und von dem Schreiber Frater und Meister Picard begleitet, das Haus des Polizeicommissairs in der Rue des Noyers erreicht, wo er kaum zwei Minuten nach dem Augenblicke anlangte, in welchem Marie fortgegangen, um sich nach ihrer eigenen Wohnung zu begeben. Philipp Glazer war ebenfalls mitgegangen, theils weil er gewissermaßen mit bei der Sache betheiligt war, hauptsächlich aber aus Besorgniß um die Lage der Marquise, von deren Schuld er nicht die mindeste Ahnung hatte. Er kannte wohl ihr Verhältniß zu Sainte-Croix, aber das war eine Sache bloßer Galanterie, welche zur Zeit Ludwigs XIV. ein Umstand war, der dem Irrenden eher Mitleid als Entrüstung zuzog. —

„Ihr habt mich doch wohl nicht weiter nöthig,“ bemerkte Meister Picard, als er an dem Bett des Polizeicommissairs stand und Desgrais' Bericht über die gemachte Entdeckung mit bis zu Ende angehört hatte; „denn wenn Ihr mich nicht weiter gebraucht, möchte ich mich gern nach Hause begeben.“

Der kleine Bürger dachte an den gebratenen Fasan, den er der Gefräßigkeit des Gascogners hatte überlassen müssen. Er hegte die vage Hoffnung, daß vielleicht noch etwas davon übrig sei.

„Wartet noch ein wenig, mein tapferer Freund,“ sagte Desgrais. „Ihr dürft mich nicht eher verlassen,

als bis wir die Frau von Brinvilliers ausfindig gemacht haben. Ich habe sie nur um zwei Secunden verfehlt. Ihr müßt mit mir nach ihrem Hause kommen, wo sie sich jetzt wahrscheinlich befindet."

„Ich brauche wohl aber nun weiter nicht zu warten," sagte Philipp Glazer.

„Nein, ich wüßte nicht weshalb," entgegnete der Gefreite. „Ihr werdet Sainte-Croix's Eigenthum gut verwahren und morgen werden wir zu Euch kommen, um den Inhalt dieses Kästchens chemisch untersuchen zu lassen."

Philipp verbeugte sich und verließ das Zimmer. In dem Augenblicke aber, wo er das Haus im Rücken hatte und nachdem er sich noch von einem an der Thür stehenden Manne der Wache eine kleine Laterne entlehnt, rannte er so schnell als seine Beine ihn tragen wollten, nach der Rue St. Paul, denn er hatte nun genug gehört, um überzeugt zu sein, daß die Marquise in Gefahr stehe, verhaftet zu werden. Als er das Hôtel d'Aubray erreichte, rief er laut, eingelassen zu werden. Bei dem ersten Schlage mit dem Thürklopfer, bemerkte er, wie eine Gestalt, in der er sofort Marien erkannte, hinter dem Rande der Gardine hervorlugte, und sogleich wieder verschwand. Es dauerte eine kleine Zeit, ehe man sein Klopfen beachtete und dann meldete ihm der Portier durch die halbgeöffnete Thür hindurch, daß die Marquise nicht zu Hause sei. Philipp stieß aber den

Diener auf die Seite, drang durch den Hausflur in den Hof und bemerkte, als er in denselben trat, wie die Marquise eben die Treppe hinauf eilte. Er sprang ihr nach, und holte sie auf der obersten Stufe ein.

„Philipp!“ rief Mnrie, als sie ihn erkannte. „Ich fürchtete, es sei Desgrais und ich war eben herunter gegangen, um Befehle zu geben, daß man Niemanden einlasse.“

„Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren,“ entgegnete der junge Glazer eilig, „und Ihr müßt wirklich das Haus verlassen. Ich komme soeben von Artus und sie werden binnen wenigen Minuten hier sein, um Euch zu verhaften. Ihr müßt fliehen und zwar auf der Stelle.“

„Fliehen? Auf welche Weise?“ fragte Marie. „Meine Pferde sind in Offemont mit Ausnahme des einen, das in *seinem* Hause in der Rue des Bernardins steht. O Philipp,“ fuhr sie fort, „sagt mir, was ich in dieser fürchterlichen Angst machen soll. Ich weiß nicht, was ich thue, — ich bin halb todt.“

Alle ihre Geistesgegenwart, alle ihre Zweizüngigkeit wich vor der zermalmenden Angst des Augenblicks. Sie brachen in Thränen aus und würde zu Boden gefallen sein, wenn Philipp Glazer sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Ist denn nichts in den Ställen, womit wir uns fortmachen könnten?“ fragte er Françoise, welche diesem

kurzen Auftritte mit zitternder Aufmerksamkeit beigewohnt hatte. „Miethen können wir auch keinen Wagen, denn dann würde es sogleich herauskommen, welchen Weg wir einschlagen.“

„Heute Nachmittag hat ein Mann einen Karren mit einigen Sachen aus der Provinz hierher gebracht. Er hat ihn nebst dem Pferde in dem Stalle gelassen und übernachtet für seine Person in dem goldnen Kreuz in der Rue St. Antoine.“

„Nehmt das Licht mit und zeigt mir den Weg,“ sagte Philipp, indem er die Marquise auf einen Sessel niedersetzte und dann die Treppe hinab eilte, während das Kammermädchen ihm folgte.

Sobald letztere ihm den Weg gezeigt, befahl ihr Glazer, zu ihrer Herrin zurückzukehren, und diese zu bitten, sich eiligst anzuschicken, Paris zn verlassen und nur die unmittelbar nothwendigen Gegenstände mit sich zu nehmen. Hierauf zog er das schläfrige Pferd aus dem Stalle und begann es anzuschirren, so gut als ihm seine Bekanntschaft mit dergleichen Dingen dies gestattete und spannte es an das plumpe Fuhrwerk, von welchem Françoise gesprochen hatte. Alles Dies dauerte nicht fünf Minuten und er begab sich dann auf Mariens Zimmer zurück.

So kurz auch dieser Zwischenraum war, hatte Marie doch mittlerweile ihre gewohnte Festigkeit wieder gewonnen und von ihrer Dienerin unterstützt, schleu-

nigst Toilette gemacht und sich in die wärmsten Kleider gehüllt, um sich gegen die rauhe Witerung zu schützen. Als Philipp eintrat, fand er Françoise beschäftigt, ein kleines Packet zusammenzubinden und Marie stand vor dem Feuer und sah der Vernichtung eines großen Pakets Briefe und anderer Papiere zu, welche auf dem Heerde loderten.

„Ich bin bereit, Madame,“ sagte Philipp, „verzögert Eure Abreise nicht einen Augenblick länger, sonst wißt Ihr nicht, in welche Verlegenheiten Ihr gerathen könnt. Jeder Augenblick ist kostbar.“

„Wo wollt Ihr mich hinbringen?“ fragte die Marquise.

„Ich weiß für den Augenblick keinen bessern Zufluchtsort als Euer Schloß Offemont.“

„Offemont?“ rief Marie; „das ist zwanzig Stunden von Paris entfernt und wir würden in diesem schrecklichen Wetter umkommen.“

„Wir müssen's versuchen,“ sagte Philipp. „Ihr sagt, daß Eure Pferde dort seien und wenn wir sie einmal erreichen können, so sind dann die Mittel, nach der Grenze zu kommen, verhältnißmäßig leicht. Wir müssen dem Schlimmsten Trotz bieten. Ich weiß, daß Ihr in Paris viele Feinde habt und Ihr könnt nicht wissen, welche Anklage sie gegen Euch vorbringen, wenn Ihr einmal in ihrer Macht seid. Kommt, kommt.“

Er ergriff sie hierauf bei der Hand und führte sie nach der Thür, während die Dienerin folgte und von der Marquise noch eine Menge Aufträge und Weisungen erhielt, die sie unmöglich alle im Gedächtniß behalten konnte. Als Philipp aus dem Zimmer trat, blies er vorsichtig die Lichter aus und steckte die Kerzen zu sich, denn die Nacht war noch lang und finster und es waren jetzt noch sieben bis acht Stunden bis zum vollen Tageslicht. Als sie in den Hof kamen, wo sich das Pferd und der Karren befanden, welchem ersteren offenbar an dieser Reise gar nichts lag, befestigte der junge Glazer die Laterne, die er von dem Polizeisoldaten geborgt hatte, an die Leiter des Wagens und half dann der Marquise hineinsteigen und auf dem darin liegenden Stroh Platz nehmen.

„Es ist ein schlechter Wagen, Madame," sagte er, „aber die Reise darin würde noch unangenehmer sein, wenn sie nach dem Greveplatz ginge."

Marie schauderte, als er dies sagte, aber in der Dunkelheit blieb es unbemerkt. Sobald sie sich niedergesetzt hatte, zog Philipp eine grobe Plane über die auf dem Wagen angebrachten Halbreifen, machte ringsum Alles fest zu und bereitete sich zum Aufbruch.

„Halt!" rief er, als ob ihm plötzlich etwas einfiele, „es wird gut sein, wenn wir erst sehen, ob der Weg vor uns auch noch frei ist."

Mit diesen Worten ging er nach dem Thorwege,

welcher auf die Straße hinausführte und bemerkte zu seinem Entsetzen, daß die Fackeln der Wachtmannschaft bereits die Rue Neuve St. Paul herabkamen. Augenblicklich schloß er die Thür wieder, verriegelte dieselbe, und rief, sich zu Françoise wendend:

„Geht wieder hinauf an das Fenster in dem Zimmer Eurer Gebieterin, welches auf die Straße hinausgeht und wenn die Wache kommt, so sagt, die gnädige Frau sei nicht zu Hause.“

„Es ist noch ein Hof am Hause, der von den Ställen nach der Rue St. Antoine führt,“ rief die Marquise aus dem Wagen. „Ihr könnt da hinausfahren.“

„Das ist ein Glück,“ sagte Philipp, „denn sonst wären wir in der Falle gewesen. Hinauf, hinauf, Françoise, und haltet sie auf, so lange als möglich. Ich will verhindern, daß der Portier gleich aufmache.“

Er zog sein Taschentuch heraus und band es schnell um den Klöppel der Glocke, welche sich über dem Fenster des Portierszimmers befand. Dann lenkte er den Karren herum und führte das Pferd durch den innern Hof und die Ställe nach der von der Marquise angedeuteten Ausfahrt. Glücklicher Weise lag viel Schnee und es entstand weiter kein Geräusch, als ein geringes Knarren des Wagens, welcher nach einer halben Minute auf der Rue St. Antoine heraus kam, worauf Philipp wieder das Thor hinter sich schloß.

Die Gasse war still und finster, aber der Schnee fiel in dichten Flocken, wie sich bei dem Scheine der Laterne wahrnehmen ließ. Es war dies insofern ein Glück, als dadurch die Spuren des Fuhrwerks ebenso schnell wieder bedeckt wurden, als sie entstanden. Die Flüchtlinge hörten deutlich den Schall der Stimmen und das Geklirr der Waffen in der Rue Neuve St. Paul und wohl wissend, daß der Aufenthalt nur wenige Minuten dauern könne, trieb Philipp das Thier an, so gut als er konnte, und bog in eine kleine Straße ein, welche in nördlicher Richtung von der Rue St. Antoine ging. —

„Wir kommen an das Thor," sagte Marie, welche während dieser ganzen Zeit ängstlich aus dem Fuhrwerke herausgeschaut hatte und deutete damit auf die Bastille, wo man ein paar Lichter erblickte, die gleichsam in der Luft zu schweben schienen und von den Fenstern der Beamten des Wachtzimmers herrührten.

„Ich weiß es wohl, Madame," entgegnete Philipp, „es würde für uns nicht gerathen sein, die Stadt auf diesem Wege zu verlassen. Das Thor ist das nächste an Euerm Hause und wenn man argwohnt oder entdeckt, daß Ihr Paris verlassen habt, so wird man gleich schließen, daß es durch die Porte St. Antoine geschehen ist und Euch verfolgen; überdies möchten wir auch durch die Schildwache angerufen werden."

„Ihr habt Recht,“ sagte die Marquise, „die Porte du Temple wird besser sein.“

Sie wickelte sich dicht in ihren Mantel und zog sich wieder unter das leichte Dach des Wagens zurück, während Philipp, immer noch das Pferd führend, durch ein Labyrinth von kleinen schmalen Straßen fuhr, welche durch eine von der Bastille nach dem Tempel gezogene Linie durchschnitten worden wären. Endlich kam er auf die Straße heraus, die wir jetzt nach der Zerstörung der Festungswerke unter dem Namen der Boulevards kennen und erreichte das fragliche Thor, welches er, ohne von dem Wächter befragt zu werden, passirte, da dieser glauben mochte, es sei ein Bauernwagen aus einem der nahegelegenen Dörfer. Wäre er in die Stadt hereingekommen, so würde er auf jeden Fall angerufen worden sein; da aber die Behörden sich nicht darum kümmerten, was hinausgefahren ward, so war es ihm gestattet, seinen Weg unter den wenigen Häusern weiter fortzusetzen, welche den Anfang der Vorstadt bildeten, bis er ganz in's Freie herauskam.

Hier verminderte das von dem Schnee zurückgeworfene Licht einigermaßen die Dunkelheit. Uebrigens war die Straße ziemlich frei, da der Schnee von dem Winde immer seitwärts in die Vertiefungen getrieben ward, und Philipp kletterte nun vorn auf den Karren hinauf, nahm die Zügel in die Hand und fuhr nun, so schnell als es gehen wollte, nach der Heerstraße zu.

Kein Wort ward zwischen den beiden einsamen Reisenden gewechselt. Marie drückte sich, dicht in ihren Mantel eingehüllt, in die Ecke des Wagens, und ihr Gefährte mußte seine ganze Aufmerksamkeit aufbieten, um den richtigen Weg nicht zu verfehlen und zu horchen, ob nicht etwa die Verfolger schon hinterdrein kämen.

„Peste!“ rief Philipp endlich, als eins der Räder in ein tiefes Gleis gerieth, durch dessen Stoß die Laterne herabgeworfen und das Licht ausgelöscht ward, „das ist ein Unglück. Wir konnten erst nur mit Mühe den Weg erkennen, und ich weiß nicht, wie es nun gehen wird.“ —

Mit diesen Worten sprang er vom Wagen herab, und versuchte das Licht mit dem Munde wieder anzublasen, aber vergebens, und er löschte dadurch blos noch den letzten Funken aus. In dieser Verlegenheit schauete er sich um, ob nicht irgendwo eine Aussicht auf Beistand vorhanden sei. Endlich erblickten sie Beide beinahe in einem und demselben Augenblicke einen dünnen Lichtstreifen, als ob er aus einem schlecht verschlossenen Fensterladen hervordränge, aber in noch einiger Entfernung von ihnen, und die Sterne, welche jetzt langsam hinter den Wolken hervorgetreten waren, deuteten nur schwach die Umrisse einer rechtsliegenden Anhöhe an. Auf dem Gipfel derselben waren etwas Mauerwerk und einige halbverfallene Pfeiler bemerkbar, über welchen

Querbalken lagen, von denen in abgemessenen Zwischenräumen dunkle unregelmäßig gestaltete Gegenstände herabhingen. Es war ein düsterer, unheimlicher Anblick und Philipp erkannte die verfallenen Trümmer des Galgens von Montfaucon.

„Ich würde dies als ein schlechtes Omen ansehen," sagte er halb scherzend, „wenn dieses Etablissement hier noch in Gebrauch wäre. Es würde dann ausgesehen haben, als ob wir bestimmt seien, bis hierher und nicht weiter zu gehen."

Als sie sich der kleinen Hütte näherten, aus welcher das Licht hervorschimmerte, schrie Philipp, um die Aufmerksamkeit der darin Wohnenden zu erwecken; da er aber keine Antwort erhielt, so sprang er wieder vom Wagen und pochte heftig an die Thür. Er hörte, daß einige Secunden lang drin geflüstert ward und dann fragte eine weibliche Stimme: „Wer ist da?"

„Ein Reisender, der ein wenig Licht haben will," rief Philipp, „um den rechten Weg nach Bourget nicht zu verfehlen. Ich bitte, Madame, laßt mich nicht lange warten, sonst muß ich ungalant werden und die Thür einschlagen."

Es fand eine abermalige leise Conferenz in der Hütte statt und dann ward die Thür vorsichtig geöffnet. Philipp trat ein und seine Augen fielen sogleich auf Exili, während er in der Frau eine Person erkannte, die sich in Paris — man sagte, um unter die-

sem Deckmantel noch schwärzere Thaten zu verbergen — mit Wahrsagen abgab, und die einem großen Theile des Volks und der sämmtlichen Polizei als die Voisin bekannt war. Der Arzt und der Student erkannten einander sogleich, denn sie hatten sich oft auf den Carrefours getroffen und Beide stießen einen unterdrückten Ruf der Ueberraschung über diese unvermuthete Begegnung aus.

„Herr Glazer,“ sagte Exili, als Philipp einen Brand aus dem Kamine nahm, „Ihr habt mich hier gesehen und wißt vielleicht, was heute Abend im Quartier latin vorgefallen ist.“

„Ich weiß Alles,“ entgegnete Glazer.

„Dann muß ich Euch dringend bitten, mein Geheimniß zu bewahren,“ sagte Exili. „Ihr seid hier hereingekommen, um Euch selbst einen Dienst zu erweisen und habt mich dabei entdeckt, aber von diesem Zufluchtsorte hängt bei mir Leben und Tod ab. Ihr werdet mich nicht verrathen?“

„Ihr könnt Euch auf mich verlassen,“ sagte Philipp gleichmüthig, „und dagegen werdet Ihr, Madame,“ fuhr er zu Voisin gewendet fort, „wenn Jemand nachkommen sollte, sagen, Ihr hättet Niemanden gesehen. Ich befinde mich ebenfalls in einem dringenden Falle und es ist auch überdies eine vornehme und schöne Dame dabei betheiligt.“

Das Weib versicherte Philipp, daß er sich auf

ihre Verschwiegenheit verlassen könne und er wollte sich eben mit seiner Laterne wieder entfernen, als Exili ihn anhielt.

„Bleibt!“ rief er angelegentlich, „wen habt Ihr bei Euch?“ Und als er sprach, loderte in seinen Falkenaugen das seltsame Feuer auf, welches stets die Bewegung seines Innern verkündete.

„Das kann Euch weiter nicht interessiren,“ entgegnete Philipp. „Ich habe mein Licht und wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen.“

„Noch nicht!“ antwortete Exili schnell. „Eine reiche vornehme und schöne Dame — das ist die Marquise von Brinvilliers.“

Und ehe noch Philipp ihn aufhalten konnte, stürzte er zur Thür hinaus, riß die Bedeckung des Wagens empor, so daß die sich in der Ecke des Wagens zusammenduckende Marie sichtbar ward.

„Endlich habe ich Euch also!“ rief er mit vor Wuth erstickter Stimme, als er sie erkannte, „Steigt aus, Teufel und Mörderin meines Sohnes. Steigt aus — denn Ihr seid mein!“

Er war schon im Begriff, an dem Wagen empor zu klettern, als Marie, der ein Theil seiner Worte ganz unverständlich war, nach der andern Seite des Wagens zurückfuhr und Philipp aufrief, sie zu vertheidigen. Aber dies war nicht nöthig, der junge Student hatte, schon ehe die Marquise noch aus=

gesprochen, den Arzt beim Genicke gefaßt und ihn zu Boden gerissen.

„Was soll diese Unverschämtheit heißen?“ fragte er.

„Sie ist eine Mörderin, sage ich Euch,“ fuhr der Arzt mit heiserer Stimme fort. „Ihre höllischen Künste trieben meinen Sohn, den man Sainte-Croix nannte, in den Tod! Sie tödtete ihn sowohl an Körper als an Geist und gehört mir. Ich zeige sie dem Gerichte an.“

„Zurück!“ schrie Philipp. „Ihr seid wahnsinnig. Was hat die Marquise von Brinvilliers mit Euch zu schaffen?“

„Ihr sollt es schon sehen,“ antwortete Exili. „Schaut einmal dort nach der Vorstadt hin — da kommt schon die Wache, man hat Eure Spur ausfindig gemacht.“

In der That sah man auch an dem äußersten Ende der Straße die Fackeln der Königlichen Wache. Philipp sprang bei den Worten Exili's auf den Wagen und wollte weiter fahren; der Arzt aber fiel dem Pferde in die Zügel und versuchte es aufzuhalten.

„Zurück!“ schrie der junge Glazer, „sonst schlage ich Euch todt!“

„Ich gehe nicht von der Stelle,“ war Exili's Antwort. „Es ist auch mein eigener Untergang, aber sie soll mit mir auf's Blutgerüst. Seht, sie kommen — sie ist mein!“

Er ward verhindert, weiter zu sprechen, indem Philipp die schwere Peitsche aufhob, sie umdrehete und mit dem Stiele derselben dem Arzt einen Hieb an die Schläfe versetzte. Exili taumelte zurück, der Student peitschte auf das Pferd los und fuhr nun ziemlich geschwind davon, indem er gleichzeitig die Laterne, um durch den Schein derselben nicht verrathen zu werden, herein in den Wagen unter die Plane nahm, während Marie, ohne ein Wort zu sprechen, ängstlich zur hintern Wand des Wagens hinaus auf die näherkommende Patrouille schauete. Nach einer Minute jedoch bog die Straße so, daß ein weiterer Rückblick nicht mehr möglich war und die Reisenden befanden sich in der Nähe der Vorstadt La Villette, auf der Heerstraße außerhalb der Porte St. Martin.

Es war, wie Exili gesagt hatte, eine Abtheilung der berittenen Wache mit Desgrais an der Spitze. Der wachsame und thätige Gefreite war, wir wir gesehen haben, nach dem Hotel d'Aubray gegangen und hatte, nachdem ihn Françoise endlich eingelassen, einige Spuren von dem Fuhrwerke auf dem Schnee bemerkt, der in den geschützten Theilen des Hofes aufgehäuft lag. In der Straße hatte jedoch das fortwährende Fallen des Schnee's die Rädergeleise wieder bedeckt und er ging daher sogleich, wie die Flüchtigen auch vermuthet hatten, nach der Porte St. Antoine. Die Schildwache sagte ihm jedoch hier, daß Niemand den Schlag passirt habe

und er ritt nun schnell die Boulevards entlang zum nächsten Thore in der Nähe des Tempels. Hier erfuhr er, daß nur wenige Minuten vorher ein Karren aus der Stadt herausgekommen sei und er theilte nun seine Mannschaft in zwei Theile und schickte den einen auf der Straße nach La Bourtille weiter, während er mit dem andern dieselbe Richtung einschlug, welche Philipp gewählt hatte, da dies die einzigen beiden fahrbaren Wege außerhalb des Schlages waren und so gelangte er, von seiner Escorte begleitet, bald an dem Fuße des Montfaucon an.

Exili war durch den furchtbaren Hieb, den ihm Philipp Glazer versetzt, einige Secunden ganz betäubt, er kam aber, ehe noch die Wache ganz herrannahete, wieder zur Besinnung, lief wieder in die Hütte hinein, riß ein Stück brennendes Holz vom Heerde, sagte der Voisin, sie möge sich retten, wie sie könne und kletterte mit bemerkenswerther Gewandtheit den steilen Erdwall hinter dem Hause hinauf, bis er das Mauerwerk des Galgens erreichte. Dieses war halb verfallen und leicht zu ersteigen, so daß er bald zwischen den beiden Pfeilern stand, welche die Querbalken trugen, während Desgrais mit seinen Leuten in dem Hohlwege daherkam.

Der Gefreite erkannte den Arzt sogleich, als er mit seiner hagern Gestalt in dem grellen Lichte der Fackeln und des Brandes, den er selbst in der Hand trug, erschien und er würde sogleich der Wache befohlen haben,

ihn gefangen zu nehmen, wenn Exili nicht zuerst gesprochen hätte.

„Ihr sucht die Marquise von Brinvilliers?“ rief er. „Sie war nur erst vor einem Augenblicke hier und wenn Ihr schnell den Weg nach der Heerstraße verfolgt, so müßt Ihr sie einholen.“

„Ich fordere Euch auf, Euch mir als Gefangener zu ergeben,“ sagte Desgrais von unten hinauf sprechend, „Ihr könnt uns dann zum Führer dienen.“

„Wenn ich Willens gewesen wäre, mich zu ergeben,“ sagte Exili, „so wäre ich unten geblieben. Ich habe Euch auf die Fährte des Wildes gebracht und weiter wollte ich nichts. Lebt wohl!“

Er machte bei diesen Worten eine spöttische Handbewegung gegen den Gefreiten und verschwand plötzlich hinter dem Mauerwerk. Als Desgrais dies sah, sprang er von dem Pferde, nahm einem seiner Leute die Fackel aus der Hand und befahl zwei oder drei andern, ihm zu folgen, während er rasch den Hügel hinaufstieg. Er war ein rüstiger und gewandter Mann und stand nach wenigen Secunden auf dem Platze, von welchem herab Exili gesprochen hatte; aber so scharf er sich auch umblickte, war es ihm doch unmöglich, eine weitere Spur von dem Arzte zu entdecken, als den qualmenden Feuerbrand, den dieser von sich geworfen.

Als die andern Soldaten nachkamen, bemerkte Desgrais bei dem hellen Scheine der Fackeln eine Oeff-

nung in dem Mauerwerk, in welche er sich auch furchtlos hineinwagte. Sie führte in einen schrecklichen Raum — auf den Kirchhof der Unglücklichen, die am Galgen gestorben waren, wohin früher die Cadaver geworfen wurden, um neuen Schlachtopfern Platz zu machen. Jetzt waren aber nur noch trockene Knochen von ihnen übrig, welche mürbe unter den Tritten des darüber hinschreitenden Gefreiten zerbröckelten, denn es waren beinahe hundert Jahre seit der letzten Hinrichtung verflossen — der Hinrichtung des gerechten, weisen Coligny, während des höllischen Gemetzels der Bartholomäusnacht. Diese Räume waren ungestört geblieben und nur die Zeit hatte das Aussehen derselben geändert, denn die Einsamkeit ward hier blos durch Besuche von Hunden und Zauberern unterbrochen, welche letzterern hierher kamen, um sich Gegenstände zu holen, die ihrem Berufe zum abschreckenden Aufputze dienten, womit sie die leichtgläubige Menge zu bethören suchten.

Bei dem flackernden Lichte der Fackeln erblickte endlich Desgrais den Arzt, der zusammengekauert in einer Ecke des Gewölbes saß. Er hatte offenbar die Absicht gehabt, die Marquise zu verrathen, aber für seine eigene Person der Verhaftung zu entgehen, wiewohl er sich in der Kühnheit und Wachsamkeit des Gefreiten geirrt hatte. An weitere Flucht war jetzt nicht mehr zu denken, und da noch mehrere Soldaten hinter Desgrais drein kamen, so sah er, daß Widerstand ver-

gebens sein würde. Er hielt die Hand empor, um einem Angriffe, zu dem die Soldaten geneigt zu sein schienen, zuvorzukommen, trat sodann auf den Gefreiten zu und murmelte:

„Ich bin Euer Gefangener, führt mich wohin Ihr wollt. Das Spiel ist endlich aus.“

Nun ging es wieder zu der Oeffnung hinaus und in den Hohlweg hinab. Desgrais übergab den Arzt Zweien seiner Mannschaft und ging sodann in die Hütte und befahl der darin befindlichen Frau herauszukommen. Diese gehorchte auf der Stelle und machte dem Gefreiten eine hochmüthige Verbeugung.

„Madame Katharine Deshayes,“ sagte Desgrais, „unter Euerm Namen Voisin steht Ihr schon unter polizeilicher Aufsicht; Ihr werdet daher gefälligst mitgehen, um Auskunft über Eure Verbindung mit Signor Exili zu geben.“

Es stellten sich sogleich zwei Mann neben das Weib und Desgrais wendete sich wieder gegen Exili.

„Ihr werdet heute,“ sagte er, „im Chatelet übernachten, morgen werdet Ihr bis zur nächsten Eröffnung der Kammern im Arsenal untergebracht werden. Zwei Mann,“ fuhr er zu seinen Leuten fort, „werden den Arrestanten nach Paris bringen.“

„Also wollt Ihr nicht, daß ich die Brinvilliers mit aufsuchen helfe?“ fragte Exili.

„Wir brauchen Eure Hilfe jetzt nicht,“ war die Antwort. „Vorwärts, Leutchen.“

Die Wachtmannschaft schickte sich an, wieder aufzusitzen, als ein Mann derselben sich hindurchdrängte und an Desgrais heranritt. Bei dem Scheine der Fackeln erkannte man die Züge und die Gestalt des Meister Picard.

„Mein Herr,“ sagte der kleine Bürger, „ich fürchte, mein Pferd ist sehr müde. Wenn Ihr erlaubt, will ich daher den Gefangenen nach dem Chatelet transportiren helfen.“

„Ich glaube, wir können Euch jetzt nicht entbehren, mein tapferes Männchen,“ sagte Desgrais. „Ihr seid das einzige Mitglied der Bürgergarde, das wir bei uns haben und wir bedürfen vielleicht Eurer Autorität, wenn die meinige nicht mehr ausreicht. Ihr müßt daher vor der Hand mit uns weiter.“

Meister Picard lenkte murrend sein Pferd wieder herum. Der ganze Ritt machte ihm offenbar nur sehr wenig Spaß. Er konnte die Steigbügel, deren Riemen für ihn viel zu lang waren, eben nur mit den Fußspitzen erreichen und da er seit seiner Reise nach Versailles auf keinem Pferde wieder gesessen hatte, beklagte er sich laut, daß der Gang des Pferdes etwas zu gewaltsam für ihn sei. Aber er war gezwungen, den Befehlen des Gefreiten zu gehorchen und schloß sich daher dem Nachtrab an.

„Ein Bauernkarren mit einem Pferde bespannt und einer Plane versehen, ist der Gegenstand unserer Jagd," sagte Desgrais. „Er kann uns noch nicht um zehn Minuten voraus sein. Vorwärts!"

Der größere Theil der Wachtmannschaft trabte nun längs des Hohlweges weiter, während die auf den Befehl des Gefreiten Zurückbleibenden die beiden Gefangenen in ihre Mitte nahmen und sich anschickten, durch die Porte du Temple zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Philipp benutzt Meister Picard's Pferd für die Marquise.

Philipp Glazer benutzte die während dieses Auftritts vergehende Zeit auf's Beste. Er trieb das Pferd an und hatte schon die zerstreuten Häuser von La Villette hinter sich und befand sich jetzt auf der offenen Straße und eilte so schnell, als der Schnee es erlaubte, nach Le Bourget, in welchem Dorfe er einen Bekannten hatte, von dem er hoffte, daß er ihm und seiner Gefährtin einstweiliges Obdach gewähren und ein frisches Pferd leihen werde. Die Straße war jetzt lang und gerade und jedes Licht konnte in großer Entfernung gesehen werden.

Während sie so immer noch schweigend weiter fuhren, schauete Marie fortwährend auf der hintern Seite des Wagens hinaus, um dem Studenten das

erste Anzeichen, das ihre Verfolger verrathen würden, zu melden.

„Philipp," rief sie endlich mit leiser Stimme, als ob sie fürchtete, selbst in so weiter Entfernung gehört zu werden, „sie kommen, ich sehe schon die Lichter in La Villette. Exili hat uns verrathen. Was sollen wir thun?"

Ihr Führer sprang bei diesen Worten auf den Boden herab und sah nach dem Dorfe hin, in welchem jetzt auch allerdings die Fackeln sichtbar wurden. Nun war jeder Augenblick kostbar. Der Student bearbeitete mit erneuerter Heftigkeit die Beine und den Rücken des Pferdes, aber ohne sonderliche Wirkung. Das Thier war schon müde gewesen, als es die Reise angetreten, und der Schnee ballte sich jetzt an die Räder und machte das weitere Fortfahren fast unmöglich. Endlich kam man an eine tiefe Schneewehe und nachdem das Pferd einige kraftlose Versuche gemacht, den Wagen hindurchzuziehen, blieb es ganz und gar stehen.

„Verflucht!" murmelte Philipp durch die Zähne hindurch, „es ist auch Alles gegen uns."

„Sie scheinen im scharfen Trabe heranzukommen," rief Marie, indem sie eilig aus dem Wagen herausstieg und neben den Studenten trat. „Wir haben keine Aussicht auf Entkommen."

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf," ent-

gegnete Philipp. „Wenn wir nicht schnell genug fliehen können, so müssen wir sie überlisten.“

Glücklicherweise führte ein kleiner Seitenweg in eine Art Hölzchen ab, in welchem große Haufen Feuerholz aufgethürmt standen. Der Student gab der Marquise die Peitsche und hieß sie auf das Pferd losschlagen, während er selbst alle seine Kräfte aufbot, um eines der Räder umzudrehen. Marie that, wie ihr geheißen — denn es war keine Zeit zu zögern — und durch vereinigte Anstrengung trieb man endlich das Thier weiter auf den Seitenweg in das Hölzchen, wo man den Karren hinter einem der Holzhaufen verbarg.

„Nun,“ sagte Philipp, „wenn sie uns nicht sehen, sind wir gerettet.“

Einige Minuten der ängstlichsten Spannung vergingen nun, als die Patrouille schnell herankam, während ihre Waffen klirrten und in dem Lichte der Fackeln schimmerten, welche von ein paar Soldaten getragen und deren Flammen durch den scharfen Luftstrom hell angefacht wurden. Des Gegenstandes ihrer Verfolgung sicher, wie sie glaubten, sahen sie sich weiter nicht nach Spuren in dem Schnee um, sondern machten schleunig vorwärts nach Le Bourget, wo sie entweder die Flüchtlinge einholen oder doch weitere Nachricht über dieselben zu erhalten hofften. Sie kamen heran und dicht an den Punkt, wo die Flücht-

linge die Straße verlassen hatten. Marie hielt den Athem an und klammerte sich krampfhaft an Philipps Arm, aber keins von Beiden sprach eine Sylbe, als sie die Soldaten vorbeireiten hörten und deutlich Desgrais' Stimme erkannten.

„Sie sind vorbei!“ rief die Marquise, als das Geräusch verhallte.

„Halt,“ sagte Philipp, sie zurückziehend, denn sie hatte sich etwas hinter dem Holzstoße hervorgewagt, um der Patrouille nach zu schauen, „rührt Euch nicht, es kommen noch Mehrere.“

Während er so sprach, kam ein Reiter langsam die Straße herauf, der hinter den Andern als eine Art Nachhut zurückgeblieben zu sein schien. Das Sternenlicht reichte eben hin, um Philipp erkennen zu lassen, daß der Reiter allein war und in der Stille der Nacht hörte man deutlich, daß er mißvergnügte Worte sprach und auf das Pferd schimpfte. Gerade dem Hölzchen gegenüber blieb er halten und einen Augenblick glaubte Philipp, sie seien entdeckt. Er ward aber bald anderer Meinung. Der Reiter versuchte, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, den Sattelgurt schärfer anzuziehen, abzusteigen; da er aber kurz und dick war, so konnte er nicht gut von dem Steigbügel herab auf den Boden treten und die Folge war, daß er sich überschlagend in den Schnee purzelte und wie ein Ball darin umherkollerte.

„Mort bleu!“ rief er, als er sich unter der Last seiner Waffen wieder mühsam auf die Beine erhob. „Uff! Es sind mir alle Knochen im Leibe zerbrochen. Sacristi! — Du verfluchtes Thier, wie soll ich nun wieder auf Dich hinaufkommen?“

Er begann nun sehr zornig, aber dabei auch sehr furchtsam dem Pferde die Hufe aufzuheben und mit seiner Hellebarde den Schnee aus denselben heraus zu graben. Nachdem er dies verrichtet, machte er einen nochmaligen Versuch, den Sattelgurt schärfer zu schnallen.

„Ich kenne diese Stimme,“ sagte Philipp, „es ist Meister Picard. Ich werde ihm das Pferd abnehmen.

Mit diesen Worten zog Philipp seine Studentenmütze über die Augen, verließ sein Versteck und ging auf den unglücklichen kleinen Bürger los, denn es war wirklich der Hutmacher aus der Rue de la Harpe. Meister Picard hatte seine Hellebarde auf den Schnee gelegt. Philipp ergriff dieselbe, ehe noch Jener seine Nähe bemerkte und verlangte mit verstellter Stimme und mit der Geberde eines gemeinen Straßenräubers sein Geld.

Der erste Ausruf des Bürgers war ein Schrei des Erstaunens über die unerwartete Erscheinung, gleich darauf aber begann er zu schreien:

„Helft! Diebe! Helft! Diebe! Mörder! Heda! Wache!“

„Wenn Ihr noch ein Wort sprecht, so verstopfe ich Euch das Maul mit dieser Hellebarde," sagte Philipp. „Gebt mir Eure Waffen."

Mit wunderbarer Schnelligkeit begann Meister Picard sofort sich seiner ganzen Rüstung zu entledigen und bat nur dringend, daß man ihm seiner Frau und seiner Familie wegen das Leben lassen möge.

„Ihr seid ein elender Lügner," sagte Philipp mürrisch, „und ich hätte nicht übel Lust, Euch an einen Baum zu nageln." Darauf raffte er die Waffen zusammen und fügte hinzu: „Jetzt bleibt einen Augenblick hier stehen. Rührt Euch nicht von der Stelle, wenn Euch Euer Leben lieb ist."

Darauf lief der Student nach dem Karren zurück, holte die Laterne heraus, und gab sie Meister Picard in die Hand.

„Da nehmt das und geht nach Paris zurück. Ich werde Euch nachschauen, um zu sehen, ob Ihr geschwind lauft und mich nicht weiter belauscht. Also Geschwindschritt, vorwärts, marsch!"

„Aber die Ehre eines Bürgergardisten —" begann Meister Picard etwas stotternd.

„Ha!" schrie Philipp, indem er die Hellebarde aufhob, als ob er losschlagen wollte. Meister Picard machte keinen zweiten Versuch zu einer Gegenvorstellung. Er drehte sich um und rannte so schnell, als

seine kleinen Beine und sein dicker Körper es ihm erlaubten, nach Paris zu.

Sobald Philipp sah, daß der gute Meister sich weit genug entfernt hatte, hob er die Waffen auf und kehrte dann zu Marien zurück.

„Wir haben nun ein frisches und kräftiges Pferd, Madame,“ sagte er, „einige gute Waffen und freie offene Straße. Wir wollen den Karren stehen lassen und uns unserer Beute bedienen.“

Die Marquise willigte in Alles, denn ihre ganze Hoffnung beruhte jetzt auf ihrem Begleiter. Philipp nahm das kleine Bündel aus dem Karren und knüpfte es an den Sattelknopf. Dann setzte er Marien auf die Croupe des Pferdes, nachdem er noch einen Theil der schafledernen Satteldecke in die Höhe geschlagen, um einen Sitz zu bilden und nahm dann vor ihr auf dem Sattel Platz. Die ganze Sache von Meister Picards Ankunft an war binnen nicht vier Minuten geschehen.

„Nun haltet Euch fest an mich,“ sagte er. „Seid Ihr bereit? Also, vorwärts!“

Er gab dem Pferde einen Schlag und das Thier griff aus, ohne, wie es schien, die doppelte Last sonderlich zu fühlen. Philipps Absicht war, auf alle Gefahr hin so weit als möglich nach Compiègne zu kommen, denn er wußte, daß in Offemont Wagen und Pferde und Alles, was die Marquise zur Flucht

brauchte, ihr zur Verfügung stand, aber die Heerstraße von Paris nach Senlis war eine einzige gerade Linie, von der einige Seitenwege abgingen, die aber nach ganz anderer Richtung hinführten und selbst auf diesen würde die Reise gefährlich gewesen sein, da der Schnee wie ein weißes Tuch über die ganze Fläche ausgebreitet lag und Abgründe und gefährliche Stellen trügerisch verdeckte.

Desgrais und seine Leute waren offenbar sehr schnell weiter geritten, denn obschon Philipp jetzt in rasendem Galopp dahinsaus'te, bemerkte er doch keine Spur, die ihm andeutete, daß er in die Nähe seiner Verfolger käme. Es schlug eben auf dem Kirchthurme von Le Bourget Zwei, als sie in das Dorf kamen; es hatte aufgehört zu schneien und die Sterne schienen etwas heller, aber alles Andere war in tiefes Dunkel gehüllt, ausgenommen am Ende des Dorfes, wo ein schwaches Licht aus einem Hause hervorschimmerte. Der ganze Ort bestand aus einer einzigen langen Straße, durch welche man hindurch passiren mußte. Philipp hielt das Pferd etwas an und ritt nun leise und geräuschlos in der Richtung, die das Licht andeutete, weiter.

„Der Schnee kommt uns sehr gelegen," sagte er, „die Hufschläge dieses großen starken Thiers auf dem trocknen, gefrornen Boden würden uns bald verrathen haben. Wir müssen jetzt etwas vorsichtig sein. Ich glaube, sie haben an dem Posthause Halt gemacht."

„Was wollt Ihr thun?“ fragte Marie, „es wird gefährlich sein, dort vorbei zu kommen.“

„Wir müssen's aber doch versuchen. Wenn sie vor uns in Senlis ankommen, so ist das Spiel verloren. Habt Ihr Muth, den Versuch zu wagen, Madame?“

„Ich wage Alles,“ entgegnete die Marquise, „wenn nur meine Körperkraft meinem Entschlusse nicht untreu wird.“

„Nun, so wollen wir es probiren,“ sagte Philipp. „Haltet Euch nur fest an mich und faßt frischen Muth, das Andere überlaßt mir.“

Er ritt nun weiter die Straße entlang, bis er dicht an das Posthaus kam — ein ziemlich elendes Wirthshaus — um welches die Truppe sich versammelt hatte, abgestiegen war und den Bewohner des Hauses aus dem Schlafe gepocht hatte, um etwas zu essen und zu trinken zu bekommen und um weitere Nachrichten einzuziehen. Da Philipp wußte, daß höchst wahrscheinlich das Pferd, auf dem er saß, seine ganze Kraft werde aufbieten müssen, so hielt er es einige Minuten an, um es gehörig zu Athem kommen zu lassen, dann ritt er langsam in der Dunkelheit ganz nahe an die Post heran, stieß dann dem Pferde plötzlich anstatt der Sporen die scharfen schweren Steigbügel in die Seite und sprengte vorbei.

Natürlich ward er aber bemerkt und es entstand

sofort Allarm. Die in das Haus eingetretenen Soldaten stürzten sofort heraus, sprangen auf die Pferde und Desgrais stellte sich wieder an die Spitze. Es vergingen dabei höchstens zwei Minuten, nach deren Verlauf die ganze Mannschaft wieder in gestrecktem Galopp den Flüchtlingen nachjagte.

Mittlerweile flog das Pferd, welches den Studenten und die Marquise trug, mit Windeseile weiter. Philipp wußte jedoch, daß diese Schnelligkeit nicht lange in demselben Grade andauern könne, besonders unter der doppelten Last, und er strengte daher seine Erfindungsgabe an, um einen neuen Plan auszusinnen, durch den er die Verfolger überlisten könnte. Er wußte, daß noch etwas weiter hin die Straße sich in zwei Wege theilte, von denen der eine nach Mortefontaine und der andere über La Chapelle ging, und diesen Umstand beschloß er zu benutzen. Mit voller Schnelligkeit, welche Desgrais mit seinen Leuten noch nicht zu überbieten vermocht hatten, jagte er weiter und langte binnen einer Viertelstunde an der erwähnten Spaltung der Straße an. Hier schlug er den rechts abführenden Weg ein, ohne dem Pferde einen Augenblick Ruhe zu gestatten und es dauerte nicht lange, so befanden sie sich an den ersten Häusern von Mortefontaine.

Philipp hielt sein Pferd auf einige Secunden an, da er fand, daß von Desgrais und dessen Leuten

noch nichts zu sehen und zu hören war und setzte dann Marien seine Absichten kurz aus einander. Es traf sich, daß ein alter Professor der Medizin im Hotel de Dieu, ein gewisser Doctor Chapelet, der früher durch seine Autorität, die er über die Studenten ausgeübt, Philipp nicht wenig geärgert hatte, seit einiger Zeit in Mortefontaine als Apotheker etablirt war. Der junge Glazer kannte das Haus, welches in einem Hofe hinter einem Thorwege in der Mitte des Dorfes lag und darauf ritt er nun zu, wobei er die Stellen der unebenen Straße wählte, wo der Schnee am tiefsten lag, so daß die deutlichsten Spuren von den Hufen des Pferdes zurückblieben. Als er bis dicht an den Thorweg gekommen war, trieb er das Pferd sogleich in einen kleinen neben der Straße herlaufenden Bach, und ritt in demselben weiter, bis er an eine Stelle kam, wo der Wind den Schnee von derselben ganz kahl hinweggefegt hatte. Auf diese Weise war von dem Thorwege aus jede weitere Spur abgeschnitten. An der angedeuteten Stelle ritt er quer über die Straße hinweg, galoppirte dann über das nackte offene Feld und kam so wieder auf die Heerstraße, welche direct nach Senlis führte.

Fünftes Kapitel.

Die Kriegslist in Mortefontaine. — Senlis. — Der Unfall.

Der von der Schildwache an dem Posthause in Le Bourget gegebene Allarm, als die Marquise vorbeisprengte, hatte die Wache, wie wir schon gesagt haben, sogleich herausgerufen; binnen wenigen Minuten waren die Fackeln wieder angezündet und Desgrais jagte mit seinen Leuten auf der Heerstraße weiter, nachdem er noch den Schenkwirth beauftragt, Meister Picard, wenn derselbe herankäme, von dem eingeschlagenen Wege in Kenntniß zu setzen. Als die Verfolger an der Stelle ankamen, wo die Straße sich theilte, hielten sie einen Augenblick, bis sie die Spuren der Flüchtigen sahen, denen sie sogleich folgten, denn die Schneefläche auf der Straße links war anscheinend ganz glatt und diese Spuren, welche das scharfe Auge Desgrais genau verfolgte, führten den ganzen Trupp an den

Thorweg des Doctors Chapelet und zwar wenig Augenblicke nachdem Marie und Philipp sich davon entfernt hatten. Hier hörten die Hufspuren plötzlich auf und natürlich vermuthete man, daß die Flüchtlinge hier ein Obdach gefunden hätten.

Der Gefreite ritt nach dem Klingelgriff und läutete so heftig, daß das ganze Dorf hätte aufwachen müssen, wenn es nicht eben im tiefsten Schlafe gelegen hätte. So wachte blos der Doctor auf, dessen leises Gehör durch die Uebung selbst im Schlafe jeden Ton der Klingel auffing und er schlug sogleich Licht an und steckte seinen mit Mützen und Tüchern bedeckten Kopf aus einem Fenster, welches an dem Giebel des Gebäudes auf die Straße herausging.

„Dieu des Dieux!“ rief der Doctor, als er die Reiter unter seinen Fenstern sah. „Was giebts? Wer hat Schaden genommen? Wer seid Ihr?“

„Laßt mich sogleich ein,“ sagte Desgrais, ohne auf die Fragen des Doctors zu antworten und zwar in einem so autoritätischen Tone, daß der Professor, welcher nichts weniger vermuthete, als daß Ludwig XIV. selbst oder wenigstens Madame von Montespan seines ärztlichen Raths bedürfe, sich eiligst ankleidete und die Treppe herunter in den Hof taumelte, in den der Gefreite mit seiner Mannschaft bald darauf eingelassen ward.

„Eh bien, Monsieur,“ sagte Desgrais, „Ihr

werdet nun die Güte haben, uns die Marquise von Brinvilliers und einen Mitschuldigen auszuliefern, die Ihr hier in Euerm Hause verborgen haltet.“

Der Professor betrachtete den Gefreiten mit dem Blicke eines Mannes, dem man eine Frage vorlegt, ehe er noch ganz wach ist.

„Jeder Augenblick Verzug bringt Eure eigne Sicherheit in Gefahr,“ fuhr Desgrais fort. „Wo habt Ihr sie?“

„Auf mein Ehrenwort als Mitglied meines gelehrten Standes, ich weiß nicht was Ihr wollt, Herr,“ keuchte endlich der Doctor hervor, „es ist Niemand in mein'em Hause, als Madame Chapelet und die Magd.“

„Herr,“ rief Desgrais mit Donnerstimme, „wenn Ihr die Flüchtigen nicht sogleich ausliefert, so wird die Folge sein, daß wir Euch an Eurem eignen Thorweg aufhängen.“

„Mein Gott, was soll ich denn thun?“ rief der Professor in Todesangst, — „Herr Capitain —“

„Ich bin kein Capitain,“ unterbrach ihn Desgrais, „sondern ein Gefreiter der Marechaussée. Wir haben die Spur der Flüchtlinge bis an Eure Thür verfolgt und verlangen sie jetzt von Euch. Heda, Leutchen!“ fuhr er, zu seiner Mannschaft gewendet, fort, „sitzt ab und bindet den Doctor und sucht sein Haus von oben bis unten durch.“

„Ich sage Euch, es ist Niemand da!“ kreischte der unglückliche Professor, als die Wache Hand an ihn legen wollte, „und wenn Jemand da ist, so weiß ich wenigstens nichts davon. Ihr könnt mein Haus aussuchen, wie Ihr wollt, ich will Euch selbst überall hinführen.“

Diese Worte wurden mit so inniger Angst gesprochen, daß Desgrais die Verwirrung des Doctors mehr auf Rechnung ungeheuchelten Erschreckens als beleidigter Unschuld schrieb. Er stellte sogleich Wachen um das Haus und begann nun, von seiner übrigen Mannschaft und Chapelet begleitet, eine strenge Haussuchung, durch welche die Magd, eine bausbäckige Normännin, aus ihrem tiefen Schlafe aufgeweckt und selbst Madame Chapelet, die in ihrer Nachttoilette keinen üblen Anblick gewährte, aus dem Schlummer aufgescheucht wurden. Nicht ein Winkel des ganzen Hauses ward undurchsucht gelassen. Desgrais klopfte an das Getäfel der Wände und riß sogar die hintere Mauer eins der Kamine ein, weil er glaubte, es befinde sich dahinter ein verborgenes Gemach. Er kroch auf die Oberböden hinauf und in die Keller hinunter, aber natürlich ohne etwas zu finden, bis er, nachdem auch der Stall untersucht und nur ein einziges Pferd — ein erbärmliches Thier, dessen Aussehen nicht die geringste Spur von eben beendeter Arbeit verrieth — vorge-

funden worden war, gestand, daß er nun nicht wisse, was ferner vorzunehmen sei.

„Es ist ein schlaues Weib, diese Marquise,“ sagte er, „und hat uns einen Streich gespielt. Es thut uns leid, mein Herr,“ fügte er, zu dem Professor gewendet, hinzu, „daß wir Euch auf so ungelegene Weise belästigt haben, aber wir wünschen aufrichtig, daß Eure übrige Nachtruhe ungestört bleiben möge.“

Der Professor zog ein Gesicht und versuchte eine Verbeugung.

Desgrais fuhr fort:

„Leutchen — wir müssen uns wieder auf den Weg machen. Eins ist gewiß — nämlich, daß die Flüchtlinge nicht nach Paris zurückkehren werden, obschon sie ohne Zweifel noch unterwegs sind — wiewohl mir diese Kriegslist — denn eine solche ist es — unerklärlich ist. Wir müssen weiter nach Senlis.“

Die Wachmannschaft gehorchte diesem Befehle nicht mit dem gewohnten Eifer. Die Leute waren durch die Flucht Derer, die sie schon fast gefangen zu haben vermeinten, entmuthigt. Ihre Pferde waren auch müde und zwischen Mortefontaine und Senlis waren immer noch ein paar Stunden Weges zu machen. Desgrais' Befehle waren jedoch bestimmt und obschon die Leute einander leise ihre Unzufriedenheit zumurmelten, saßen sie doch wieder auf und setzten die Verfolgung fort.

Aber der auf diese Weise entstandene Verzug war Philipp sehr gelegen gekommen und er sprengte mit seiner schönen Gefährtin ungestört weiter, bis sie endlich an die Vorstädte von Senlis kamen und die Hufschläge des Pferdes über das Pflaster der schmalen Straßen hinschallten, mit deren Topographie der Student wohl bekannt war. Das Pferd war jedoch nun matt geworden und Philipp war froh, als man endlich an der Post, dem Hotel du Grand Cerf anhielt. Glücklicherweise stand der Gasthof offen und die Leute waren noch wach, denn man erwartete die von Valenciennes nach Paris gehende Postkutsche binnen etwa einer Stunde, vielleicht auch früher, vielleicht auch später, denn die Ankunft des Fuhrwerks war damals noch eine Sache der Ungewißheit und hing von den Straßen, dem Wetter und den Dieben ab.

Philipp sprang, sobald man an die Thür kam, vom Pferde, half Marien ebenfalls absteigen und führte sie in den Gasthof hinein, während ein Stallknecht das Pferd übernahm. Als der Student den Speisesaal erreichte, in dessen Kamin ein helles Feuer brannte, konnte Marie sich nicht länger aufrecht erhalten. Sie bemühte sich, einige Worte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr und sie bekam einen Anfall von Krämpfen, welche sie in Stücken reißen zu wollen schienen.

Philipp war in seinem Fache sehr geschickt und

im Stande, einem Patienten ein passendes Recept zu schreiben, aber er wußte kaum, wie er jetzt zu Werke gehen sollte. Seine ihm angeborne Geistesgegenwart verließ ihn jedoch niemals, darum schickte er nach der Wirthin des Hotels, bestellte, als sie erschien, sogleich einen vierspännigen Wagen, um sich in Respekt zu setzen und fuhr dann fort: „Wir müssen Euch zu unserer Vertrauten machen, Madame. Als Weib werdet Ihr uns beistehen. Um es kurz zu machen, ich liebe diese Dame und wir sind mit einander entflohen, um einer erzwungenen Vermählung von ihrer Seite zu entgehen. Wollt Ihr einstweilen Sorge für sie tragen, während ich die Stallbedienten antreibe?“

Und ohne auf Antwort zu warten, überließ Philipp die zuckende Gestalt der Marquise der Sorge der Wirthin, während er in den Hof hinabging, um das Anspannen der Pferde zu beschleunigen. Die Wirthin setzte kein Mißtrauen in die ihr erzählte Geschichte. Wir haben schon früher von dem ganz eigenthümlichen jugendlichen Aussehen Mariens gesprochen und da Philipp Glazer ein hübscher junger Mann von ungefähr demselben Alter war, so fand sie die Sache ganz natürlich und bemühete sich sofort, dem armen jungen Paare, wie sie glaubte, beizustehen. Die Aussicht auf gute Bezahlung mochte vielleicht gleichzeitig ihre Sympathie noch inniger machen.

Als der Wagen bereit war, kehrte Philipp zurück und Marie hatte sich unterdessen etwas erholt und schlürfte ein wenig Glühwein, der aus einer der in der Asche des Heerdes stehenden Zinnkannen eingeschenkt ward. Sie war jedoch bleich und ängstlich und fragte Philipp angelegentlich, ob er bereit sei, wieder aufzubrechen.

„Die Pferde warten," entgegnete er, während Marie sich zu der Wirthin wendete und fragte: „Wie viel habt Ihr noch außerdem gegenwärtig im Stalle?"

„Es sind noch sechs da," entgegnete die Wirthin, „von denen aber vier mit der Postkutsche von Valenciennes fort müssen."

„Sind die Straßen sicher?" fragte die Marquise.

„Es ist nicht ganz richtig, Mademoiselle. Wer bei Nacht reis't, bewaffnet sich in der Regel gut oder nimmt eine Escorte mit."

„Dann mögen von Euern Leuten," sagte die Marquise, „zwei neben unserm Wagen herreiten. Gebt daher den nöthigen Befehl, daß sie sogleich aufsitzen."

„Von den Räubern ist wenig zu fürchten," sagte Philipp, als die Wirthin aus dem Zimmer eilte.

„Aber viel von Desgrais, wenn er frische Pferde bekommt," entgegnete Marie. „Ich würde sie alle mit fortnehmen, wenn ich könnte."

Philipp bemerkte sogleich ihre Absicht. Die Wirthin kam nach zwei Minuten zurück und meldete, daß Alles bereit sei; sie bezahlten daher schnell die Rechnung, stiegen in das schwerfällige, aber bequeme Fuhrwerk, welches vor der Thür stand und von zwei plumpen Stallknechten bewacht ward, die schnell in ein Paar alte Postillonsjacken gesteckt und zur Würde einer Escorte erhoben worden waren.

„Und nun fort nach Offemont über Compiègne," rief Philipp den Reitern zu. „Ein dreifaches Trinkgeld, wenn Ihr noch vor Verlauf von drei Stunden und in Einem Zuge dort ankommt! Allons!"

Die Zugriemen, die fast für acht Pferde lang waren, strafften sich sogleich, die Postillone schrieen und knallten mit den Peitschen, die kräftigen Thiere hörten auf zu wiehern und zu scharren und begannen schnell fortzutraben, während die Hufschläge und die an den Zügeln angebrachten Glöckchen durch die leeren Straßen von Senlis tönten. So lange man noch innerhalb der Stadt war, ging es nicht allzurasch, dann aber mit Blitzesschnelle weiter. Nicht weit vor dem Thore begegnete man der Post von Valenciennes, deren über dem Kopfe des Postillons angebrachte Laterne die weiße Straße entlang schien und dann war der Weg rein. Immer weiter und weiter ging es, während die kahlen gespenstischen Bäume zu beiden

Seiten der Straße an ihnen vorüber zu fliegen schienen, und gerade diese Schnelligkeit wirkte, durch die dadurch hervorgebrachte Erregung, der Angst und Furcht der Flüchtigen entgegen. Villeneuve-sur-Verberie! nun waren drei Stunden zurückgelegt. An der Post ward kurze Zeit Halt gemacht, um die Reiter der Pferde zu wechseln und so die Arbeit zu theilen und bald war man wieder auf der Straße, welche jetzt durch Wälder und lange gerade Alleen führte, wo die mit Schnee beladenen Aeste der Bäume über .die Straße herabhingen. Dann kamen noch einige Dörfer, in den en kein Lebenszeichen sichtbar war und dann ging die rasende Flucht wieder über das freie Feld oder durch einen dunkeln Wald. Dabei ward immer derselbe Schritt eingehalten und sie hielten nur einmal, um einen Augenblick Ruhe und einige Bissen Nahrung zu genießen, in La Croix-Saint-Ouen; an dem dasigen Posthause entließen sie zugleich ihre Escorte in der völligen Ueberzeugung, daß die Pferde derselben, wenigstens für diese Nacht, für Niemanden von irgend einem Nutzen sein könnten.

Desgrais hatte in Mortefontaine sehr viel Zeit verloren und kam erst an den Gasthof zu Senlis, als die Marquise bereits seit einer halben Stunde fort war. Er brauchte jedoch, als er einmal da war, nicht

lange Zeit, um die Wirthin über den wirklichen Stand der Sache zu enttäuschen. Es erwarteten ihn aber neue Hindernisse. Die Pferde waren, wie wir bereits wissen, alle bestellt, die seiner eignen Mannschaft waren zu müde, um weiter zu gehen und der Gefreite beschloß daher, die für die Post von Valenciennes bestimmten zu benutzen, welche wenige Minuten später eintraf. Dies veranlaßte keinen geringen Streit zwischen den Passagieren und der Wache, aber die erstern mußten sich doch endlich fügen. Desgrais bestand auf seiner königlichen Vollmacht, gegen welche sich nichts einwenden ließ und die Reisenden sahen sich daher genöthigt, in dem Hotel zu bleiben, während der Gefreite mit drei auserwählten Begleitern sich der Pferde bemächtigte und wieder auf die Reise machte, während die geängstete Wirthin ihren Gästen den Betrug erzählte, den man ihr gespielt hatte.

So kamen die Verfolger nach Villeneuve-sur-Verberie, wo sie an der Post wieder frische Pferde nahmen und auch einige Auskunft über die durchpassirten Flüchtlinge erhielten. In La-Croix-Saint-Ouen trafen sie die von Philipp zurückgelassenen beiden Stallburschen und von diesen erfuhr Desgrais, daß die Flüchtlinge die Absicht hatten, nach Offemont zu gehen. Da er wußte, daß die Marquise dort ein großes Gut besaß und daß ihr eine bedeutende Anzahl

Pferde zu Gebote stehen würden, so sah er auch gleich ein, daß nun die größte Eile nöthig sei. Seine Begleiter waren aber nun todtmüde, da sie in ihrer schweren Equipirung den ganzen Weg von Paris her gemacht hatten und obschon sie nicht wagten, sich zu weigern, so bemerkte doch Desgrais, daß die Verfolgung eine schwere Aufgabe sein werde; er beschloß daher den Weg allein fortzusetzen, bestieg ein frisches Pferd, hing eine Branntweinflasche über die Schulter und brach allein nach Compiègne auf. Er war ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und eiserner Beharrlichkeit und beschloß nicht eher nach Paris zurückzukehren, als bis er Marien in seine Gewalt bekommen habe.

Es war zwischen fünf und sechs Uhr Morgens und noch dunkel, als er in ein kleines Dorf in der Nähe von Compiègne kam; der Gefreite fand aber den Ort schon in einiger Bewegung, es streiften Lichter über die Straße und viele Leute sprachen gleichzeitig so laut, wie sie konnten und standen um einen mitten auf der Straße liegenden Gegenstand herum. Desgrais drängte sich hinzu und fragte nach der Ursache eines solchen Auflaufs zu so ungewohnter Stunde.

„Die Räder eines Postwagens haben sich entzündet, Herr,“ entgegnete einer der Umstehenden, „und eins davon ist verbrannt.“

„Und die Reisenden?“ fragte der Gefreite begierig.

„Sind vor noch nicht zehn Minuten in einem Marktkarren weiter nach Compiègne gefahren.“

Desgrais wußte nun genug, gab seinem Pferde die Sporen und galoppirte weiter.

Sechstes Kapitel.

Philipp Glazer bringt Desgrais von der Spur ab.

Bei aller seiner Eile, die Flüchtlinge einzuholen, kam der Gefreite doch zu spät, obschon das Schicksal sie fast in seine Hände gegeben zu haben schien. Eine lange Reihe von Marktkarren kamen von allen Seiten auf Compiègne zu und Desgrais ward, nachdem er eine oder zwei derselben mit gebieterischem Tone zum Erstaunen der Eigenthümer angehalten hatte, durch die Zahl derselben so verwirrt, daß er alle weitere Nachforschung aufgab und beschloß nach einer kurzen Ruhe ohne Weiteres nach Offemont zu reiten, denn man kann wohl glauben, daß er selbst durch die anstrengende Reise fast ganz erschöpft war. Der Branntwein, den er bei sich führte, restaurirte ihn etwas, doch bedurfte er jetzt auch einer derben Nahrung und da er überzeugt war, daß die Marquise sich sogleich nach ihrem Schlosse begeben und

nicht glauben werde, daß er sie bis dahin verfolgen wolle, so rechnete er darauf, sie noch vor Mittag dort anzutreffen und mit dem Beistande der Ortsbehörden nach Paris zurückzubringen.

Mittlerweile hielt das bescheidene Fuhrwerk, welches Marien und Philipp aufgenommen hatte, an einem der ersten Gasthöfe an und zwar zu derselben Zeit, wo der thätige Gefreite der Marechaussée sich bemühte, sie in den Straßen aufzusuchen. In Compiègne war die Marquise sehr wohl bekannt. Die Entzündung der Räder des Postwagens erklärte hinreichend die Ankunft in dem Marktkarren und das abgespannte, niedergeschlagene Aussehen der Marquise ward dem dabei gehabten Schrecke zugeschrieben. Sie stand sowohl in Compiègne und der Umgebung als in Paris in dem Rufe einer liebenswürdigen Dame, welche viel zu erdulden habe durch die wüste Lebensweise, der sich ihr Gatte seit der Trennung ergeben — die Verwickelung ihrer Angelegenheiten — seine zügellosen Ausschweifungen — alles Dies war eine hinreichende Entschuldigung für ihre Anhänglichkeit an Sainte-Croix, ganz besonders in einem Zeitalter, wo Galanterie fast eine Tugend, auf alle Fälle wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehltritt war, und man darf sich daher nicht wundern, daß das ganze Personal des Hotels sich beeilte, der Marquise seine Dienste anzubieten. Ein Wagen und frische Pferde nach Offemont

waren jedoch Alles, was die Marquise verlangte und dies ward auf der Stelle herbeigeschafft.

„Und nun, Philipp,“ sagte Marie, als sie die Zeit des Aufbruchs in einem der Zimmer des Hotels erwartete, „nun werde ich Eurer Hilfe nicht mehr bedürfen. Ihr thut am besten, so bald als möglich nach Paris zurückzukehren und mich meinem fernern Schicksal zu überlassen. Ich bin hier fast so gut wie zu Hause und Alle sind bereit, mir beizustehen.“

„Ich möchte Euch wenigstens bis zu Eurem Hause in Offemont begleiten,“ sagte der Student.

„Das ist nicht nöthig,“ entgegnete Marie. „Im Gegentheile könnte ich Euch in Ungelegenheit bringen, besonders wenn ich doch noch eingeholt würde, ehe ich im Stande bin, mich genügend vor der Welt zu rechtfertigen.“

„Es ist ja aber nur noch eine kurze Strecke bis zum Schlosse,“ sagte Philipp.

„Und deshalb ist es um so weniger nöthig, daß Ihr mich begleitet, es möge nun kommen, wie es wolle. Wenn ich unbemerkt dahin entkomme, so ist Eure Anwesenheit völlig überflüssig; werde ich eingeholt, so werde ich Euch nur in unnöthige Mißlichkeiten verwickeln. Ich habe ja so schon genug Unheil angestiftet.“

Der tief geholte beinahe wehklagende Seufzer gänzlicher Erschöpfung und bittern Jammers, welcher diesen Worten folgte, gab eine solche Trostlosigkeit zu erkennen,

daß Viele, die weniger Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der Marquise gehabt hätten, als Philipp besaß, dadurch gerührt worden wären. Und doch ward dieses außerordentliche Weib zu Allem, was sie that oder sprach, durch List oder Berechnung bewogen. Sie wußte, daß, wenn man Philipp Glazer bei ihr fände, ein neues Glied der Kette von Umständen, welche sie an Sainte-Croix knüpfte, hinzugefügt werden würde und dies wünschte sie zu vermeiden. Bis jetzt hatte sie seiner Begleitung und seiner Erfindungsgabe Alles zu verdanken gehabt, nun aber, wo sie unter ihren eignen Leuten war und allein weiter gehen konnte, sah sie voraus, daß, im Fall sie eingeholt würden, die Begleitung des jungen Mannes ihrer eignen Stellung nichts weniger als günstig sein werde. Und doch war sie bei alle dem in diesem Augenblicke doch nicht alles Gefühls baar. Wir haben schon gesagt, daß selbst die gekünsteltsten und lügenhaftesten Naturen ihre lichten Augenblicke von Biederkeit und Aufrichtigkeit haben, und in einer derartigen Anwandlung fuhr sie zu dem Studenten fort:

„Ihr seid sehr gütig gegen mich gewesen, Philipp, Ihr habt Alles gewagt, um mich zu retten, da doch, wie ich nicht zweifle, binnen kurzer Zeit die ganze Welt mir den Rücken kehren wird. Wie kann ich so viel Güte und Anhänglichkeit belohnen?“

„Sagt nichts mehr davon, Madame, ich bitte Euch,“ entgegnete ihr Begleiter. „Es wäre ein Ver-

brechen gewesen, wenn ich Euch in dieser Bedrängniß nicht hätte beistehen wollen; ich weiß ja Alles."

„Alles?" rief die Marquise, indem sie ihr Auge auf Philipps Gesicht heftete, ohne jedoch durch einen Blick zu verrathen, was in ihr vorging. Sie fuhr fort:

„Laßt nur diese Wolke erst vorüber sein und Ihr sollt Euch nicht über Mangel an Dankbarkeit von meiner Seite zu beklagen haben. Vor der Hand aber nehmt diese Spange und bewahrt sie als ein Andenken an unsere Reise. Und versprecht mir," fuhr sie fort, indem sie den Juwel von ihrem Kleide losmachte und ihn Philipp in die Hand drückte, „und versprecht mir, daß, es möge kommen, was da wolle, Ihr mich noch einmal sehen wollt, unter welchen Umständen es auch sein möge."

„Ich schwöre es," entgegnete Philipp, indem er das Geschenk in die Tasche steckte, „wäre es auch erst, wenn Ihr mich die Reise nach dem Blutgerüste antreten sähet."

Wieder betrachtete Marie den Studenten mit prüfendem Blicke, als ob sie seine innersten Gedanken erforschen wollte. Es war nicht das erste Mal, daß er während der Flucht auf den Greveplatz angespielt hatte. Eine besondere bestimmte Bedeutung lag allerdings nicht in diesen Worten, aber die Marquise zitterte dabei jedes Mal am ganzen Körper, sie ward noch bleicher als zuvor und ein leises Zucken der Lippe verrieth ihre Bewegung. In diesem Augenblicke ward gemeldet, daß der

Wagen, der sie nach Offemont bringen sollte, bereit stehe; sie drückte Philipp warm die Hand, wendete das Gesicht ab und stieg, ohne noch ein Wort zu sagen, schnell in das Fuhrwerk. Sie gab hierauf Befehl zum Aufbruch, die Fenster wurden, um die kalte Morgenluft abzuhalten, aufgezogen und in der nächsten Minute befand sie sich auf der Straße nach Offemont.

Philipp sah dem Wagen nach, bis derselbe um die Straße bog und kehrte dann in den Speisesaal des Hotels zurück. Die ungeheure Aufregung und die bestandenen Gefahren hatten nun die natürliche Folge, daß er sich geistig und körperlich auf's Aeußerste erschöpft fühlte. Die Schönheit der Marquise von Brinvilliers und ihre eigenthümlichen Reize — ihr Rang und ihre Bildung — eben so wie die Romantik, welche gerade ihren Galanterieen ihren Namen verlieh, hatten dem Studenten fast den Kopf verdreht und er begann, wie er schon wohl ein Dutzend Mal während der Nacht gethan, als er fühlte, wie sie sich auf dem Pferde an ihn anklammerte, sich zu fragen, ob sein Rittersinn sich nicht in Liebe verwandele.

Er zündete nun seine Pfeife an, setzte sich an den Heerd und dachte über die gegenwärtige Lage der Marquise und die Ereignisse der letzten wenigen Stunden nach und wie schön es für einen Studenten sei, in eine Marquise verliebt zu sein und beschloß zuletzt für den Fall, daß sie gefangen genommen würde, buchstäblich für

sie durch Feuer und Wasser zu gehen, wenn es nöthig wäre. Und dann fiel ihm ein, daß, als Camill Theria von Paris nach Lüttich gereis't war, derselbe von einigen Briefen, die er von der Marquise erhalten, gesprochen hatte, was ihn auf eine neue Gedankenreihe führte, bis seine Ideen durch einander verschwammen und er neben dem warmen Kamin einschlummerte.

Er ward durch den Eintritt eines Mannes in der Uniform der königlichen Wache wieder aufgeweckt, welcher klirrend mit wichtiger Miene in das Zimmer schritt und laut nach der Wirthin rief. Diese hatte aber gerade anderwärts zu thun und nachdem der Soldat einige Mal an's Fenster gegangen war und seinen Schnurbart gekräuselt hatte, trat er an das Kamin und räusperte sich so laut, daß Philipp aus seinem Halbschlafe aufwachte.

„Seid Ihr schon lange hier, guter Freund?" fragte er mit vornehmer Miene, nachdem er die Aufmerksamkeit des Schlummernden erregt hatte.

„Seit ungefähr einer halben Stunde," sagte Philipp. „Ich bin zeitig zum Markt gekommen."

„Dann könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob in dieser Zeit Reisende hier angekommen oder fortgegangen sind?"

Philipp hatte erst die Absicht, auf diese Frage eine verneinende Antwort zu geben, aber es fiel ihm plötzlich ein, daß er diesen Umstand besser benutzen könne.

„Vor ungefähr zehn Minuten fuhr eine Dame in einem Wagen von hier fort," sagte er.

„Peste!" rief der Gardist. „Desgrais, der Gefreite der Marechaussée, ist so eben auf der Präfectur erschienen und hat einen Befehl zur Verhaftung einer Pariser Dame vorgezeigt, die er schon seit vorigem Abend verfolgt hat und das muß sie gewesen sein. Er hat in alle Gasthöfe der Stadt Boten abgesendet, um sie aufzuhalten. Wißt Ihr vielleicht, welchen Weg sie eingeschlagen hat?"

„Das Ziel ihrer Reise war Beauvais," sagte Philipp, den Gardisten auf eine ganz falsche Spur leitend, „die Pferde von hier sollten sie bis nach Bois de Lihus bringen."

„Das reicht hin," sagte der Gardist, „ich danke Euch."

Nachdem er auf diese Weise den gewünschten Aufschluß erhalten zu haben glaubte, kehrte er auf die Präfectur zurück, ohne die Wirthin zu sprechen, die erst, nachdem er schon zwei Minuten fort war, seinem beim Eintritt in das Zimmer ergangenen Rufe Folge leistete.

„So," dachte Philipp, „wären sie auf wenigstens drei und eine halbe Stunde entfernt. Diese sieben Stunden hin und zurück, werden der Marquise Zeit gewähren, einen Vorsprung zu gewinnen, hinter welchem die Verfolger weit zurückbleiben. Es wird nun aber gut sein, wenn ich mich um mich selbst bekümmere."

In dem Gasthofe war weiter nichts abzumachen und daher schlenderte Philipp aus dem Speisesaale hinaus auf die Straße, wo das Leben und Treiben des Markttages eben recht begann. Als er auf den Markt kam, fand er, daß schon viele der Marktkarren sich auf den Rückweg machten. Mehrere davon gingen nach Senlis; da er aber nicht auf demselben Wege zurückzureisen wünschte, auf dem er gekommen, so schloß er ein Abkommen mit einem Bauer aus Zoulzy, von wo er leicht nach Soissons kommen und von einer ganz andern Richtung her nach Paris zurückkehren konnte.

Siebentes Kapitel.

Von Offemont nach Lüttich. — Ein alter Bekannter. — Das Asyl.

Innerhalb einer Stunde, nachdem die Marquise das Posthaus in Compiègne verlassen, hatte sie einen Theil des Waldes de l'Aigue hinter sich, und langte in Offemont auf ihrem Schlosse an. Hier war es nicht schwer, sich die nöthigen Mittel zur Weiterreise zu verschaffen. Die Pferde im Stalle waren frisch und an schwere Arbeit gewöhnt, die Diener waren ihr ergeben, denn sie hatte bis zu dem Tode des Herrn von Aubray bei ihnen gewohnt und besaß auch hier eine reich versehene Garderobe, um sich für eine weite Reise rüsten zu können.

Aber immer war sie dabei eingedenk, daß keine Zeit zu verlieren sei, und da sie — besser noch als Desgrais selbst — die drohende Gefahr kannte, in der

sie sich befinden würde, wenn man sie doch noch gefangen nähme, so befahl sie sogleich ihren eigenen Wagen in Bereitschaft zu setzen, denn sie war entschlossen, an dem nächstgelegenen Punkte die Grenze der Niederlande zu erreichen. Ihre Aufregung und Eile rief einiges Erstaunen unter den Dienern hervor, aber diese hatten blos zu gehorchen, und nach kurzer Zeit stand der Wagen reisefertig im Hofe.

Es war ein schöner Wintermorgen. Die Sonne funkelte auf dem gefrornen Schnee, und die Nasen der Pferde dampften in der scharfen frischen Luft, welche eine leichte Röthe auf Mariens Wangen hervorrief und ihr dadurch ein weniger abgespanntes Ansehen verlieh, als die schrecklichen Abenteuer der Nacht hätten vermuthen lassen. Und jetzt, wo ihre Rettung nur von ihrer eigenen Thatkraft abhing, stieg ihre Festigkeit mit der Gefahr. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, erlangte sie ihre ganze gewohnte Entschlossenheit. Bei ihrer fürchterlichen Herzlosigkeit begann sie schon fast den Tod Gaudins als einen Zufall zu betrachten, durch den sie einer Bürde entledigt worden, und daß es ihr nun freistehe, fessellos ihrem eigenen Willen zu folgen, sobald sie sich nur einmal dem Bereich ihrer Verfolger entzogen hätte.

Ein großes, anscheinend Kleider enthaltendes Packet ward neben sie in den Wagen gelegt, und sie gab nun Befehl, sofort nach Laon — einer großen etwa eilf

Stunden entfernten Stadt — so schnell zu fahren, als es den Pferden in dem stellenweise tiefen Schnee möglich sein werde. Sie langte des Nachmittags in der genannten Stadt an und fuhr dann mit frischen Pferden nach Vervins weiter, wobei sie in dem kleinen Dorfe Marle noch einmal die Pferde wechselte und eine flüchtige Mahlzeit einnahm. Es wäre für uns überflüssig, den ganzen Weg, den die Marquise einschlug, genau zu verfolgen, denn es passirte auf demselben und bis sie die Grenze erreichte, nichts Besonderes. Da sie auf jeder Post sehr gut bezahlte, so wurden die Pferde weit mehr, als dies bei gewöhnlichen Reisenden der Fall war, angetrieben, und ihre Hoffnung wuchs mit jeder Stunde, seitdem Desgrais auf eine falsche Spur geleitet worden. Da sie Vervins in der Nacht erreichte, so fuhr sie weiter nach Rocroi über Maubert, in welchem ersteren Orte sie etwa zwanzig Stunden nach ihrer Abreise von Offemont anlangte. Hier ruhte sie einige Zeit, da sie außer den wenigen Lebensmitteln, die sie aus Vorsicht mit sich genommen, noch etwas Anderes zu genießen wünschte. In Fumay entstand eine fernere Verzögerung durch den Mangel an Pferden, aber dieses vorübergehende Hinderniß war weniger störend, denn der Frost war seit dem vorhergegangenen Abend so beispiellos streng geworden, daß Marie trotz ihrer warmen Kleidung es kaum im Wagen hatte aushalten können. Noch in der Nacht aber ward sie in

den Stand gesetzt, die Reise weiter fortzusetzen, und sie erreichte mit Einbruch des nächsten Abends Givet, die Grenzstadt auf dem französischen Ufer der Maas.

Obschon es noch nicht fünf Uhr geschlagen hatte, waren doch die Straßen dieser malerischen Stadt in Folge der strengen Kälte fast ganz öde, und die Leute im Gasthofe waren erstaunt, eine einzelne Dame aus dem Wagen steigen zu sehen, der man es ansah, daß sie eine weite Reise gemacht hatte. Aber sie trugen die wenigen Sachen, die Marie bei sich führte, in das große Gastzimmer, und schürten das Feuer und beeilten sich, der Fremden behilflich zu sein, die sich durch die Freigebigkeit, mit der sie die Postillone bezahlte, schon in Respekt zu setzen gewußt hatte. Hier war nun, wie sie glaubte, alle Gefahr vorüber. Nur noch die Maas trennte sie von einem anderen Lande, und die Ueberschreitung des Flusses war das Werk einer halben Minute. Sie beschloß deshalb, in Givet zu übernachten, denn bei aller ihrer Willenskraft waren doch ihre Körperkräfte durch den Mangel an Ruhe beinahe ganz erschöpft. —

Sie war allein in dem großen öden Gastzimmer des „goldenen Esels“ — des Gasthofs, in den die Postillone sie gebracht hatten, während die Diener ein anderes Zimmer für sie heizten und in Bereitschaft setzten. Die Eile und Verwirrung der beiden letzten Tage und Nächte hatten ihr nur wenig Zeit zur Ueberlegung ge-

lassen. Aber jetzt, da nun die Gefahr verhältnißmäßig weit geringer war, trat eine Reaction ein, und es bemächtigte sich ihrer eine drückende und zermalmende Niedergeschlagenheit. Alle die schrecklichen Umstände, die in der letzten Zeit sich ereignet hatten, traten deutlich wieder vor ihr inneres Auge; selbst die Schatten, die an den Wänden und der Decke tanzten, schienen scheußliche Formen anzunehmen, und sie mit schadenfrohem Triumphe zu umflattern und anzugrinsen. Sie vermochte nicht, die Augen zu schließen, um diesem Anblick zu entgehen, denn schon die bloße Idee, daß sie dadurch geäfft werde, war ihr unerträglicher, als wenn sie starr ihre Augen darauf heftete. Bald führte die Wärme des Feuers nach der schneidenden Kälte der freien Luft eine überwältigende Schläfrigkeit herbei, und bei dem halb schlafenden, halb wachenden Zustande, der jetzt eintrat, gingen diese wechselnden Schatten von den undeutlichen Gestalten, womit ihre Phantasie sie bekleidet hatte, in verkörperte schreckliche Wesen über. Eine Reihe bleicher, in Leichentücher gehüllter Gespenster, mit abgezehrten Gliedern und verzerrten Gesichtern, als ob sie einen langen Todeskampf zu bestehen gehabt, schwebte langsam an ihr vorüber, und Alle trugen die Züge Derer, die als Opfer ihrer teuflischen Experimente den Leichensaal des Hotel Dieu angefüllt hatten. Ihr Vater war auch da — munter und als ob er lebte, so wie sie ihn an jenem verhängnißvollen Abende in Offemont

gesehen, als sie den ersten Schritt auf der diabolischen Laufbahn that. Ihre Brüder stiegen ebenfalls aus dem Boden empor und klagten sie an, indem sie ihre schwarzgefärbten Lippen verzerrten, und endlich sah sie auch die Gestalt Gaudins von Sainte-Croix, welcher durch die gespenstigen Gruppen, von denen sie umringt war, auf sie zukam. Obschon seine Züge das Gepräge des Todes trugen, fühlte sie doch seinen heißen, erstickenden Athem, als er sich ihr näherte. Sie wollte sich abwenden, aber ein peinigendes unerklärliches Gefühl hielt sie an der Stelle fest, er kam noch näher und streckte seine Hand aus, um die ihrige zu ergreifen, als sie mit einem Schreckensrufe erwachte und sich noch allein in dem Zimmer fand, während ein heftiges Läuten der Klingel im Hofe ihr sogleich die Besinnung wiedergab.

Sie stürzte sogleich an's Fenster, denn ihre Phantasie gaukelte ihr nichts Geringeres vor, als die Ankunft des Gefreiten. Zu ihrer Herzenserleichterung sah sie aber nichts, als ein kleines einspänniges Landfuhrwerk, aus welchem ein anscheinend noch junger Mann heraussprang und es einem Knechte des Gasthauses übergab. Er trat dann in den Hof, und unmittelbar darauf hörte ihn Marie auf das Zimmer zukommen, in welchem sie sich befand. Sie hatte kaum so viel Zeit, einen Schleier überzuwerfen und denselben zusammenzuziehen, so daß ihre Züge nicht kennbar waren, als der Neuangekommene eintrat.

Er prallte einen Augenblick zurück, als er gewahrte, daß das Zimmer schon besetzt war, und schritt mit einer gewöhnlichen Begrüßung, die Marie blos mit einer Verbeugung beantwortete, auf das Kamin zu. Die Marquise bemerkte, daß er sie von der Seite mit forschenden Blicken ansah, und ward wieder etwas unruhig, bis endlich der Fremde sich eines Reisemantels entledigte, denselben auf den Tisch warf und dann die Asche im Kamin mit dem Fuße zusammenschürte. — Als er dies that, brannte das Feuer wieder hell auf, und Marie konnte die Züge des Fremden deutlich sehen. Ein unterdrückter Schrei des Erstaunens entfuhr ihren Lippen, als sie ihn zu erkennen glaubte, und sie rief in halb fragendem Tone:

„Camill Theria!“

„Derselbe,“ entgegnete Theria, denn er war es — „Derselbe und zu Euren Diensten, Madame oder Mademoiselle, wer Ihr nun sein mögt.“

„Habt Ihr mich vergessen?“ fragte sie, indem sie den Schleier zurückwarf und ihr Gesicht zeigte.

„Marie!“ rief Camill zurückfahrend. Gleich darauf aber setzte er in verändertem Tone und als ob er es gern gesehen hätte, wenn er in andere Gesellschaft gerathen wäre, hinzu: „Mein Gott! Wie kommt Ihr denn hierher?“

„Es ist Euch also unlieb, mich zu treffen,“ entgegnete Marie, deren scharfe Wahrnehmungsgabe so-

gleich den Unterschied in seinem Tone bemerkte. Sie nahm einen thränenvollen, flehenden Blick an und fügte hinzu: „Ich bin daran gewöhnt, Camill, und hätte so etwas erwarten sollen. Es gab eine Zeit, wo ich zu stolz gewesen wäre, Euch nur zu antworten, aber Verfolgung und Jammer haben mich niedergebeugt. Mein Herz ist gebrochen.“

Sie senkte den Kopf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Camill sollte glauben, sie weine. Er glaubte es auch und ihr Kummer rührte ihn. Er ergriff sie bei der Hand und sagte in etwas freundlicherem Tone:

„Ich wunderte mich über die plötzliche Begegnung, Marie. Ich weiß selbst nicht weshalb, aber ich hatte nicht erwartet, daß wir uns jemals wiedersehen würden. Auch war es nicht mein Wunsch, obschon Ihr mir die Ursache desselben vielleicht verübelt.“

„Und worin besteht diese?“

„Ich will es Euch sagen. Ihr wißt doch, daß ich vor einiger Zeit aus Paris nach Lüttich, meiner Vaterstadt, abreis'te. Ich habe seitdem dort meinem Fache obgelegen, und stehe im Begriff, zu heirathen. Meine Verlobte wohnt in Mezières, von wo ich eben von einem Besuche zurückkehre.“

„Und Ihr müßt mich vergessen,“ entgegnete Marie, „das ist ganz in der Ordnung.“

Nach einer Pause fügte sie hinzu:

„Gedenkt Ihr noch des Abends, an welchem wir uns zum letzten Male sahen, Camill?“

„Es würde mir Mühe kosten, ihn zu vergessen. Ich trage noch auf dem Arme da die Narbe von Sainte-Croix's Degenhiebe. Wo ist denn dieser Mann jetzt — noch in Paris?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete die Marquise, indem sie ihre Bewegung gewaltsam unterdrückte, „denn es ist schon sehr lange, daß ich ihn nicht gesehen habe.“

„Mir zu Gefallen kann er noch leben oder todt sein,“ sagte Theria. „Ich höre jetzt gar nichts mehr von Paris.“

„Er weiß also nichts,“ dachte die Marquise.

„Aber wie kommt es, daß ich Euch hier finde?“ fuhr Theria fort, „so weit von der Heimath und allein?“

„Ach, Camill, es ist eine traurige Geschichte, und ich will es Euch schon noch erzählen. Ich bin genöthigt worden, aus Paris zu fliehen, um meinen Gläubigern und dem Schuldgefängniß zu entgehen. Die Trennung von meinem Gatten und von meinen Kindern veranlaßte mich, meinen Jammer durch irgend eine Zerstreuung zu übertäuben. Ich begann zu spielen und bin nun ruinirt.“

„Werdet Ihr verfolgt?“

„Ich glaube, die Behörden sind mir dicht auf der Spur. Erst vorgestern Abend bin ich aus Paris fort.

Euer alter Freund Glazer hat mich bis nach Offemont begleitet, und von da ab bin ich allein gereis't."

„Ich glaube, Ihr hättet können einen besseren Ort zum Ausruhen wählen," sagte Theria; „es ist dies hier das erste Hotel, welches die Polizei eher als alle anderen durchsuchen wird. Ich will hier warten, bis mein Pferd gefüttert ist, und dann womöglich noch heute Nacht bis Dinant fahren, denn ich muß morgen früh in Lüttich sein. Wollt Ihr mitkommen?"

„Immer wieder weiter!" murmelte die Marquise fast verzweifelnd. „Meine Kräfte sind schon auf's Aeußerste erschöpft."

„Es wird aber besser für Euch sein, wenn es so steht, wie Ihr sagt," entgegnete Camill. „Ihr seid dann über die Grenze und drei Stunden dem Ende Eurer Reise näher. Wir wollen mit einander speisen, wenn Ihr Lust habt, Marie, und die Sache besprechen; unter einer Stunde werde ich ohnedies nicht aufbrechen. Tausend! wie der Wind über den Markt heult!"

„Ich will Euch begleiten," sagte Marie nach kurzem Nachdenken, „ich könnte es hier so allein und einsam nicht aushalten. Euer Anblick hat so manche Gefühle wieder in mir erweckt, welche —"

„Versteht mich wohl, Marie," unterbrach sie Camill, „die Vergangenheit darf zwischen uns nicht wieder zur Sprache kommen. Ich habe Euch meine gegenwärtige Stellung angedeutet, und wenn wir uns wie=

versehen, so kann dies nur auf freundschaftliche Weise geschehen."

„Es soll geschehen, wie Ihr wünscht, Camill," entgegnete die Marquise mit einem Seufzer. „Ich will Euch nicht zu dem kleinsten Verweise Ursache geben."

In diesem Augenblicke traten einige Diener des Gasthofs ein und richteten auf Camills Befehl einen Tisch zur Abendmahlzeit vor. Als sie das Zimmer wieder verlassen hatten, sagte er:

„Habt Ihr keine anderen Kleider? In meinem schlichten Fuhrwerk möchte Euer prächtiges Costüm wenigstens Neugierde erregen, und je weniger wir beobachtet werden, desto besser."

„Ich habe dafür gesorgt," sagte Marie, indem sie zugleich das Bündel ergriff, damit aus dem Zimmer hinausging, und nach Verlauf von fünf Minuten als eine Bäuerin aus dem Walde von Aigue wieder erschien. Ihr Haar, welches sie gewöhnlich in Locken um Hals und Schultern trug, war durch die Reise in Unordnung gerathen, und sie stellte sich vor einen großen im Zimmer befindlichen Spiegel, um es unter eine kleine Bauernhaube zu verstecken, nachdem sie es zuvor in seiner ganzen Länge herabfließen ließ, womit sie eine Koketterie beabsichtigte, die, wie sie hoffte, ihre Wirkung auf Theria nicht verfehlen würde. Die Blicke des jungen Mannes waren aber jetzt vorzugsweise auf einen

bereits aufgetragenen Kuchen geheftet und das Manöver der Marquise ging unbemerkt vorüber.

Während sie so beschäftigt war, ließ sich auf einmal ein ungewöhnliches Geräusch draußen auf der Straße vernehmen. Marie, die auf jeden Laut horchte, stürzte wieder an's Fenster und bemerkte zu ihrem Entsetzen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen verwirklicht waren. Eine berittene Escorte von Gardisten umringte einen Wagen, in dem sie bei dem Scheine des Lichtes deutlich Desgrais nebst zwei anderen Gefreiten erkannte. Er war ihr dicht gefolgt und hatte die auf der vergeblichen Jagd nach Beauvais verlorene Zeit durch doppelte Eile wieder eingebracht, sobald er fand, daß er auf der richtigen Spur war und kam nur, wie Camill sogleich vorausgesagt, zuerst nach dem vornehmsten Hotel.

„Ich bin verloren!“ rief sie, indem sie sich von dem Fenster entfernte. „Man hat mich aufgespürt.“

„Noch nicht,“ sagte Camill aufspringend. „Aber Ihr müßt sogleich fort. Wo ist Euer Paß?“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr bei dieser Frage Mariens Lippen. Sie war ohne Paß abgereis't und hatte nicht daran gedacht, daß man au der Grenze ihr einen abverlangen würde.

„Es macht nichts aus,“ rief Theria. „Kommt mit mir. Wir können in den Hof gelangen, ehe sie die Treppe heraufkommen, und von dem Hofe aus uns auf eine der hinter demselben befindlichen Straßen hin=

ausflüchten. Ihr müßt Alles riskiren, wenn Ihr zu entkommen wünscht, obschon ich glauben sollte, daß man mit Euch, wenn es sich blos um eine Schuldensache handelt, gerade nicht so hart verfahren werde. Kommt, kommt!“

Es bedurfte nur geringer Ueberredung, um Marien zu bewegen, ihren neuen Führer zu begleiten. Sie flogen mit einander schnell die kleine von Theria angedeutete Treppe hinab und waren bald in der hinter dem Hotel befindlichen Straße, von der sie durch mehrere Nebengäßchen an das Ufer gelangten, wo die Maas unter den großen Eisblöcken hindurchschäumte, welche sich langsam festsetzten und zu einer festen Masse verbanden. —

„Wenn Ihr nur über den Fluß wäret,“ sagte er, „so wäret Ihr gerettet. Mit einem Boote wird man jedoch schwerlich durch die Eisschollen hindurchkommen können. Wenn Ihr aber glaubt, so wollen wir's versuchen.“ —

„Ich bin bereit dazu,“ sagte Marie. „Die Aussichten sind einmal verzweifelt, ich mag vorwärts oder rückwärts schauen.“

„Wir müssen nun ein Fahrzeug nehmen, wo wir es finden,“ sagte Theria. „Ich glaube, hier ist gleich eins.“ —

Ein kleines Boot war auf den Strand gezogen worden, welches Theria sogleich durch das dünne am

Rande des Ufers sich hinziehende Eis schob, dann Marien hineinsteigen half, selbst nachfolgte und abstieß. — Dies Alles war so schnell vor sich gegangen, daß die Marquise, ehe sie noch recht wußte, was mit ihr geschah, sich schon mit Theria auf der Mitte des Stromes befand.

Es war nicht sehr finster. Einige Lichter schimmerten an dem Rande des Flusses und kämpften gegen den Wind, und der winterliche Glanz der Sterne reichte hin, um die zunächst befindlichen Gegenstände erkennen zu lassen. Die großen Eisschollen schwammen fortwährend gegen das Boot an und drehten es zuweilen vollständig im Kreise herum, zuletzt aber häuften sie sich so, daß das Boot nicht weiter konnte. Theria strengte sich aus Leibeskräften an, das Boot frei zu machen, aber vergebens. Immer mehr Schollen kamen herangeschwommen und schlossen sich der bereits feststehenden Masse an, und bald war ein Dritttheil von der Breite des Flusses mit einer festen unbeweglichen Masse bedeckt. —

„Hu!“ sagte Theria, als er nach mehreren angestrengten Versuchen, das Boot aus dem Eise herauszubringen, sein Ruder hinwarf und sich von der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugte. „Was sollen wir nun thun? Da sitzen wir in der Falle.“

„Es ist Alles vorbei!“ rief Marie, auf die düsteren Eismassen schauend, welche der kalte weiße Schaum

des Flusses umspritzte, was in der zweifelhaften Dunkelheit einen furchterregenden Anblick darbot. „Wir werden hier bleiben müssen, bis der Tag anbricht, und dann wird man uns gefangen nehmen.“

„So weit ist es noch nicht,“ sagte Theria. „Das Eis wird bald eine Brücke bilden, wenn auch eine etwas unsichere und schlüpfrige.“

Mit diesen Worten versuchte er auf einige der angeschwommenen Schollen zu treten, aber sie drehten sich um, so wie er den Fuß darauf setzte. Endlich fand er eine, die weit größer und fester war, als die übrigen — ein Conglomerat von mehreren Stücken, das einen vollkommenen Eisberg bildete — und diese war mit einigen anderen zusammengefroren, die durch ein paar unter dem Wasser befindliche Pfeiler aufgehalten wurden. — Es war außerordentlich gefährlich, aber es blieb ihnen weiter nichts übrig, als diese halsbrechende Passage. — Theria stieg vorsichtig aus dem Boote auf die Scholle, welche in der Mitte ziemlich flach war und deshalb einen sichereren Standpunkt gewährte, als die von unregelmäßigerer Gestalt. Nachdem er sich von der Haltbarkeit des Eises überzeugt, reichte er der Marquise die Hand, empfahl ihr, sich gänzlich seiner Leitung zu überlassen, und führte sie nun behutsam von einer Scholle zur andern nach dem Ufer hinüber. Das geringste Ausgleiten des Fußes würde für Beide verderblich gewesen sein; glücklicherweise aber hatte der strenge Frost

die starren Massen so fest an einander geheftet, daß in wenig mehr als einer Minute die gefährliche Reise beendet war, und sie auf der anderen Seite des Flusses auf festem Boden standen. Bei der großen Kälte waren nur wenige Menschen außerhalb ihrer Wohnungen, und die Flüchtlinge wurden daher von Niemandem bemerkt, wie denn auch die Dunkelheit sie dem Blicke der Schildwache auf den nahen Festungswerken entzog.

Camill führte Marien sogleich nach einem kleinen Wirthshause auf dem Quai und hieß sie warten, bis er wiederkäme, während er über die Brücke nach dem Hotel zurückging, denn er hatte seinen vorschriftmäßigen Paß bei sich und war auch überdies den Behörden oberflächlich bekannt. Seine Abwesenheit war in der Verwirrung im „goldenen Esel“ fast gar nicht bemerkt worden, obschon man eifrig nach der Marquise suchte; er ließ daher sein Pferd und seinen kleinen Wagen vorfahren und fuhr über die Brücke nach dem Hause, in welchem er Marien zurückgelassen hatte. Sie setzte sich nun zu ihm, und es ging nun fort nach Dinant, der ersten belgischen Grenzstadt, in der sie nach Verlauf von zwei Stunden anlangten. Nun beschloß Marie, auf alle Fälle zu bleiben. Sie hatte dies schon in Givet thun wollen, wenn es gegangen wäre, denn ihre Kräfte schwanden immer mehr und mehr, und sie war seit den letzten Stunden in Folge der ausgestandenen Beschwerden und des Mangels an Schlaf in einer Art

von Betäubung. Theria begab sich in ein anderes Haus, um jedem Verdachte auszuweichen, und empfahl ihr, den nächsten Morgen mit der Post gleich weiter zu reisen, damit sie Lüttich erreichte, bevor Desgrais von dem Conseil des Soixante in dieser Stadt einen Befehl zu ihrer Auslieferung erhielte. Der Zufall war der Fliehenden günstig, denn Niemand hatte sie Givet verlassen sehen und eben so wenig konnten die Paßbücher einen Aufschluß über den von ihr eingeschlagenen Weg geben. —

Mittlerweile hatte Desgrais in dem „goldenen Esel" genug erfahren, um überzeugt zu sein, daß die Marquise wirklich dagewesen war, und die Entdeckung der von ihr zurückgelassenen Kleider bestätigte dies. Sie war ihm jedoch abermals durch die Finger geschlüpft, und diesmal ohne eine Spur in Bezug auf ihre Weiterreise zu hinterlassen. Er schickte nun sogleich seine Mannschaften bei den Polizeicommissairen und an den Barrièren umher, aber es war an diesem Abend kein Paß vorgezeigt worden, und eben so wenig konnten sich die Wachen entsinnen, daß, mit Ausnahme Theria's, den sie nannten, irgend Jemand nach Eintritt der Dunkelheit die Brücke passirt habe. Desgrais wußte aber, daß die Marquise über die Grenze zu kommen suchte, und daß Lüttich, als der nächste bedeutende Ort, höchst wahrscheinlich das Ziel ihrer Reise sei; er ließ daher einen Theil seiner Leute mit dem Befehl in Gi-

vet zurück, in allen Hotels und Gasthäusern der Stadt und Umgegend die genaueste Nachforschung anzustellen, und reis'te in derselben Nacht ebenfalls noch bis Dinant und übernachtete in dieser Stadt in einem Hause, das nicht zweihundert Schritt von dem entfernt war, in welchem die Marquise sich befand.

Marie stand auf, sobald es hinreichend Tag war, um die Reise fortsetzen zu können. Zwanzig Stunden waren jetzt noch Alles, was zwischen ihr und Lüttich lag, und diese glaubte sie noch vor Einbruch der Nacht zurücklegen zu können. Der genossene Schlaf hatte sie geistig und körperlich erfrischt, und sie war wieder bereit, es mit allen Schwierigkeiten aufzunehmen, die sich ihr im ferneren Verlaufe der Dinge entgegenstellen würden.

Der Gefreite erfuhr von der abgereis'ten Fremden, in der er sofort die Marquise vermuthete, nicht eher etwas, als bis sie schon seit drei oder vier Stunden fort war, und obgleich er sich noch nicht erklären konnte, wie es ihr gelungen war, die Polizeibehörden zu Givet zu umgehen, so bestellte er doch gleich Wagen und Pferde, und jagte mit aller Eile nach, die seinem Gelde und seiner Vollmacht zu Gebote stand, während er seine Leute — bis auf zwei, die er mit sich nahm — zurück ließ und ihnen befahl, so schnell als möglich nachzukommen.

Empanne — Havelange — Nandrin — alle

diese Ortschaften wurden passirt, ohne daß irgend ein hinderlicher Umstand für Mariens Flucht sich gezeigt hätte, und der Abend nahete schon heran, als ihr Wagen sich Lüttich bis auf die letzte Meile näherte. Hier war es, als sie durch das kleine Fenster in der Hinterwand des Wagens hinausschaute, um zu sehen, ob sich Spuren von ihren Verfolgern zeigten — was während des ganzen Tages ihre einzige Beschäftigung gewesen war — als sie zuerst zwei schimmernde Lichter in der Entfernung bemerkte, die ihr offenbar folgten. Sie trieb die Postillone an, und bei einer Biegung der Straße verschwanden jene Lichter wieder. Bald darauf zeigten sie sich wieder und scheinbar näher, ein Bergabhang, welchen sie hierauf hinabfuhr, entzog sie ihr wieder, aber in der nächsten Minute sah sie sie mit jedem Augenblicke näher kommen. So schnell sie auch auf der Straße hinflog, war es doch klar, daß das hinter ihr herkommende Gespann das ihrige an Schnelligkeit übertraf, und da sie bemerkte, daß jede Anstrengung gemacht ward, sie einzuholen, so schloß sie daraus, daß es Desgrais sei.

Gehetzt und gepeitscht flogen die Pferde fort wie der Wind, und die Marquise versprach den Postillonen mit jeder Minute eine größere Belohnung, wenn sie eher nach Lüttich kämen, als der ihnen folgende Reisende. Aber Desgrais — dieser war es — bot ebenfalls Alles auf. Bei der ersten Meldung, daß ein

Wagen auf der vor ihm liegenden Straße sichtbar sei, war er heraus auf den Bock gestiegen und trieb nun seine Leute eben so eifrig an als die Marquise, bis das Geschrei und Peitschengeknall dem erschreckten Insassen des ersten Fuhrwerkes deutlich hörbar war. Bergaufwärts, bis die keuchenden Pferde fast niederstürzten — dann bergabwärts mit einer Geschwindigkeit, daß Roß und Mann jeden Augenblick den Hals zu brechen drohten — und dann auf der ebenen Straße hinfliegend, daß der Dampf von den Pferden der Marquise noch in dem Schimmer der Lampen an Desgrais Wagen sichtbar war — so ras'te die entsetzliche Jagd weiter.

Endlich erreichte man Lüttich, und die Verfolgung ward nun zwiefach erregend durch das Geschrei der Postillone, als sie die düsteren Straßen in Galopp durchsaus'ten, die Peitschen knallend über den Köpfen schwenkten und furchtbar schrieen, um die Vorübergehenden zu warnen. Ein quer über die Straße fahrender Karren hielt Mariens Wagen einen Augenblick auf und Desgrais war im nächsten Augenblicke dicht hinter ihr. — Aber näher konnte er nicht kommen, denn die Breite der Gasse gestattete nicht, daß zwei Fuhrwerke neben einander fahren konnten. Sie kamen jedoch bald in eine breitere Straße, und nun wußte Marie, daß ihr Verfolger ihr zuvorkommen würde. Um dies zu verhindern und eine Minute Zeit zu gewinnen, denn jetzt war jede Sekunde ein ganzes Leben werth — raffte sie

etwas Stroh aus dem Innern des Wagens zusammen und band es mit ihrem Taschentuche in ein Bündel, dann zündete sie es an der Lampe des Wagens an, bog sich aus dem Fenster und warf den lodernden Brand den Pferden des anderen Wagens in's Gesicht. Das Pferd, auf welchem der Postillon ritt, bäumte sich hoch auf und warf seinen Reiter ab, das Handpferd prallte zurück, die zwei hinteren Pferde stürzten auf die vorderen, der Wagen rollte durch die eigene Wucht zum Theil darüber hinweg. Im nächsten Augenblicke sprang aber Desgrais schon wieder auf die Füße — denn der Stoß hatte ihn ebenfalls zu Boden geworfen, half dem Reiter aus den Steigbügeln, schnitt die Stränge mit seinem Dolche entzwei, riß das Pferd empor und sprang in den Sattel, indem er die übrigen Pferde und den Wagen der Obhut der Polizeisoldaten überließ, die ihn begleitet hatten. Der Wagen der Marquise war noch nicht fünfzig Schritt voraus, als er auf das Kloster zulenkte, welches sie den Postillonen angedeutet hatte. Abermals hing Alles wieder von wenigen Sekunden ab und Desgrais stachelte das arme Thier mit der Spitze seines Dolches weiter, während die Pferde der Fliehenden eben so angetrieben weiter keuchten. Endlich standen sie an dem Thore des Klosters still, und eben als die schwere Glocke laut und heftig geläutet ward, kam der Gefreite heran.

Er sprang vom Pferde und riß die der Straße

zugewendete Thür des Wagens auf und faßte die Marquise beim Mantel. In diesem Augenblicke öffnete sich das Thor des Klosters, die Marquise sprang zu der anderen Thür des Wagens hinaus und trat in die Vorhalle, während sie ihr Gewand in den Händen des Gefreiten zurückließ. Desgrais kletterte schnell durch den Wagen nach und war im Begriff, ihr zu folgen, als sie ein in der Vorhalle stehendes Kreuz ergriff und es ihm mit einem triumphirenden Lächeln entgegenhielt, welches ihren Zügen den Ausdruck teuflischer Schönheit verlieh.

„Ihr dürft mich nicht berühren!“ rief sie, „oder Ihr seid verloren mit Leib und Seele!“

Mit einem knirschenden Fluche prallte Desgrais vor dem geheiligten Emblem zurück. Marie hatte sich in die Arme der Kirche geworfen und nahm das Asyl, welches dieselbe dem Verbrechen gewährt, in Anspruch. Damit stieg eine unübersteigbare Schranke zwischen der Verfolgten und dem Verfolger auf, und die Arbeit des letzteren war nun eine vergebliche gewesen. Der Zweck einer Verfolgung von hundert Stunden war durch die Versäumniß einer halben Minute fehlgeschlagen.

Achtes Kapitel.

Das Ende Lachaussée's.

Während aller dieser abenteuerlicheu Vorgänge war Paris nicht weniger ein Schauplatz der Aufregung, und in der That ein noch größerer, insofern als er eine noch größere Anzahl Personen in sich schloß. Der grauenvolle Tod Sainte-Croix's und die Entdeckungen, die sich aus dem unerwarteten Auffinden des verhängnißvollen Kästchens ergeben hatten, lieferten allen Plaudertaschen der guten Stadt hinreichenden Stoff zur Unterhaltung. Meister Glazers Laden ward mehr als je von der neugierigen Bürgerschaft belagert, weil man glaubte, daß der Apotheker besser als irgend Jemand, selbst den Polizeicommissair nicht ausgenommen, mit den Umständen des Ereignisses bekannt sei. Man bemerkte jedoch, daß Philipp in Bezug auf den Antheil, den die Marquise von Brinvilliers an den Missetha-

ten der neuentdeckten Giftmischer gehabt haben sollte, ein strenges Schweigen beobachtete; er vermied immer auch nur die entfernteste Anspielung auf die Katastrophe, und selbst als Meister Picard mit angelegentlichen Fragen — halb in seiner Eigenschaft als öffentlicher Beamter, halb als guter Bekannter — in ihn drang, schnitt ihm der junge Student alle Fragen so kurz ab, daß Picard fast glaubte, Philipp müsse selber zu den Betheiligten gehören.

„Denn seht Ihr, meine Herren," sagte der kleine Hutmacher, als er sich so weit entfernt hatte, daß Philipp ihn nicht hören konnte, und mit mehreren Bekannten über die Place Maubert ging, „Madame von Brinvilliers hatte eben so viele Mitschuldige, als unser guter König Ludwig — den die Montespan erhalte! — Geliebte hat. Wo wäre auch sonst die große bewaffnete Streitmacht hergekommen, welche mich auf der Straße nach Le Bourget meines Pferdes beraubte?"

„Sie hat mit Zauberern und Hexen zu thun gehabt," bemerkte ein Nachbar.

„Das glaube ich," entgegnete Meister Picard, „ich hörte, daß sie in derselben Nacht, wo Sainte-Croix starb, mit Exili zusammen gewesen sei, der nun seine Sünden bald an dem Galgen von Montfaucon büßen wird. Die dem Gefreiten beigegebenen Gardisten, welche wieder nach Paris zurückkamen, haben auch versichert, daß, während sie in Le Bourget Halt mach-

ten, die Marquise wie ein Wirbelwind vorüberflog. Man wird sie niemals erwischen, denn der Teufel würde ihr selbst durch neun eiserne Thüren hindurchhelfen. Allons! buvons! Es ist eine böse Welt."

Und hierauf ging der kleine Bürger mit seinen Nachbarn in das nächste Wirthshaus, welches er, zu welcher Stunde er auch eingetreten sein mochte, nicht eher als nach dem Läuten der Abendglocke wieder verließ, wo ihn sodann der Gascogner Jean Blacquart nach Hause führte, dessen Abgeneigtheit gegen alle handgreifliche Conflicte kaum hinreichte, den Hutmacher von Händeln mit allen Unbewaffneten, die ihm in den Weg kamen, abzuhalten. Wir haben uns jetzt doch nicht sowohl mit diesen zwei würdigen Personen, als sowohl mit Denen zu befassen, von welchen wir seit einiger Zeit Nichts gehört haben.

Die Nacht sank geheimnißvoll, kalt und düster auf die umheimlichen Umkreise des Kirchhofes des Innocens nieder; der Schnee lag auf den Gräbern und hing an den verwitternden Blumenkränzen, welche auf den eisernen Kreuzen faulten, die aus der Erde emporragten. Der einsame, schauerliche Ort ward doppelt öde durch die winterliche Erstarrung der Natur. Im Mittelpunkte des Kirchhofs erhob sich ein hoher Obelisk, und auf dem Gipfel desselben etwa fünfzehn Fuß über dem Boden, befand sich eine Laterne, von welcher ein bleiches Licht über die Wohnungen der Todten aus-

ging, dessen Strahlen weit genug reichten, um den Zug von Todtengerippen sichtbar zu machen, mit denen die Mauern und bedeckten Beinhäuser, in welche die Wohlhabenderen begraben wurden, bemalt waren. Dieser Todtentanz war an manchen Stellen schon ziemlich verwischt und unsichtbar. An einigen andern Stellen des Kirchhofs kämpften kleine Lampen gegen den Wind, die in einzelnen Nischen der Mauern und der Gräber vor Madonnenbildern hingen, und Lichter zeigten sich an den höhern Fenstern der dicht bewohnten, aber nicht unmalerischen Häuser, welche den Kirchhof einschlossen. Alles Andere aber war finster, und auf dem Platze selbst war Niemand als die Todten.

Eine Gestalt jedoch hätte man einige Zeit lang, trotz des unfreundlichen, stürmischen Wetters, an einem frischen Grabe können knieen sehen. Um dasselbe herum war der Schnee weggekehrt und die Kränze an dem kleinen Kreuze waren frisch und zu Kopf und zu Füßen des Grabes war Immergrün gepflanzt. Ein Täfelchen an dem Kreuze trug die Inschrift: „Gygiste Gaudin de Sainte-Croix, qui trépassa, la vingt-neuvième année de son âge.“ Es war das Grab des verbrecherischen Geliebten der Marquise von Brinvilliers und die einsame Trauernde war Louise Gauthier.

Von allen vertrauten Freunden Sainte-Croix's hatte sich, als das Gerücht von seinem Tode sich verbreitete, Niemand um ihn bekümmert, als Louise.

Diese hatte mit Benoits Beistand den Leichnam aus dem schauerlichen Gewölbe unter dem Palais des Thermes nach seiner frühern Wohnung in der Rue des Bernardins bringen lassen. Sie war die einzige Leidtragende, als sein Körper dem Theile des Kirchhofs übergeben ward, der für Die bestimmt ward, denen das Gesetz ein ehrliches Begräbniß verweigerte, und ihre eigenen Hände hatten später das Grab — das einzige, was in dieser Abtheilung auf solche Weise ausgezeichnet ward — mit dem bescheidenen Schmucke geziert, der noch daran sichtbar war. Alles Dies hatte sie gethan, ohne eine Thräne zu vergießen, oder dem Jammer, der ihr das Herz brach, Worte zu leihen; als aber Alles zu Ende war, machte sie ihren lange verhaltenen Gefühlen Luft, und war gewohnt, jeden Abend den Kirchhof zu besuchen und in der schrecklichen Einsamkeit an dem Grabe zu weinen und zu beten, dessen enge Grenzen ihre Welt einschlossen.

Die Zeit der Abendglocke war vorüber, aber die Stadt Paris hatte noch nicht das Aussehen der Ruhe, welches sie gewöhnlich zu dieser Stunde trug. Man hörte das Summen einer entfernten Menschenmasse, worein sich zuweilen das feierliche Geläute einer heisern und dumpfen Glocke mischte, sowie das Wirbeln von Trommeln, welches die Soldaten zusammenrief. Louise befand sich schon seit einigen Stunden auf dem Kirchhofe, als sie durch das Erscheinen Benoits und seiner

Frau überrascht ward, welche kamen, um sie aufzusuchen, da sie über ihr ungewöhnlich langes Außenbleiben unruhig geworden waren, obschon sie wußten, wo sie wahrscheinlich anzutreffen sei. Die guten Leute hatten sich daher aufgemacht, um sie zurückzuholen, und hoben sie jetzt von dem Grabe auf und baten sie, mit nach Hause zu gehen.

Als sie auf dem Wege nach dem Flusse in die Rue des Lombards kamen, wurden sie durch eine plötzlich hervorbrechende Menschenmasse getrennt und sahen sich genöthigt, sich dem Strome anzuschließen, welcher an jeder neuen Ecke immer mehr anwachsend, sie fast unaufhaltsam mit forttrug. Louise that an Einige der ihr zunächst Befindlichen einige Fragen, erhielt aber keine Antwort, da Alle nur darauf bedacht waren, weiter zu kommen. Bald ward der Haufen noch dichter in den engen Straßen und das Drängen und Stoßen ward noch ärger, als die berittene Garde sich durch die Menschen hindurchzwängte und sie fast niederritt, während die Weiber kreischten und die Männer fluchten, worauf die Soldaten gewöhnlich durch einige Hiebe mit flacher Klinge antworteten. Louise folgte nun widerstandslos der Menge und konnte in dem dichtgedrängten Haufen kaum emporsehen, um zu wissen, nach welcher Richtung hin der Strom gehe, bis sie fand, daß sie in der Nähe des Grand Chatelet war.

Der ganze Platz war hier mit Truppen besetzt,

die Fackeln trugen, so daß es hell wie am Tage war, und auf der Mitte war ein Gerüst erbaut, auf welchem einige Gestalten standen. Eine davon war ein Priester, die andern waren maskirt und hielten, so viel man in der Entfernung erkennen konnte, lange Stäbe in den Händen. Louisen entsank der Muth, als sie bemerkte, daß sie hier einer Hinrichtung, und zwar einer von der schrecklichsten Art, werde beiwohnen müssen. Es stand kein Henkerblock auf dem Gerüste, doch man bemerkte einen nur wenige Zoll hohen Apparat auf dem Boden. Ein Unglücklicher sollte gerädert werden.

Plötzlich schwieg das Gemurmel des Volks. Lichter bewegten sich in langsamer Reihenfolge aus dem Chatelet und man hörte die Stimmen von Mönchen ein Requiem singen. Der Zug kam zwischen einem Spaliere von Soldaten an das Schaffot heran und man konnte den Verbrecher deutlich sehen. Er ging jedoch nicht zu Fuße, ward auch auf keiner Schleife gefahren, sondern auf einer Art Bahre getragen, woraus die Zuschauer sogleich schlossen, daß er die Folter auszustehen gehabt und nun wegen der verrenkten Glieder nicht mehr im Stande sei, sich auf den Füßen zu erhalten. Durch die maskirten Männer ward er hinauf auf das Gerüst getragen nnd dann unterbrach ein gellendes Geschrei von der versammelten ungeheuern Menge das Stillschweigen, welches bis jetzt geherrscht

hatte. Es war ein schrecklicher Schrei des Blutdursts und der Anklage.

Louise konnte kaum sprechen, doch fragte sie eine neben ihr stehende Frau nach dem Namen des Verbrechers.

„Es ist einer von den Giftmischern," entgegnete die Frau, „sein Name ist Lachaussée. Er wird es wieder mit einbringen müssen, daß Sainte-Croix uns um seine Hinrichtung betrogen hat, und die Marquise von Brinvilliers wird auch noch dran kommen, sobald man sie erwischt. O, es sind jetzt schöne Zeiten. Den Sainte-Croix hätte ich gern mögen rädern sehen; man sagt, er sei ein schöner Mann gewesen, der gewiß ausgehalten hätte, bis auf den letzten Stoß. St!"

Das Geräusch der Menge schwieg, während der Priester an den Rand des Schaffots trat und das Volk anredete. Seine Worte konnten nur von den Zunächststehenden verstanden werden, aber von diesen wurden sie weiter mitgetheilt und lauteten dahin, daß der Verbrecher selbst nach Anwendung der gewöhnlichen sowohl als der außergewöhnlichen peinlichen Frage sich geweigert habe, zu gestehen, daß seine eigne Schuld hinreichend erwiesen sei; aber daß er keinen seiner Mitschuldigen genannt habe, als seinen Herrn und Lehrer Gaudin de Sainte-Croix, den die gerechte Vergeltung des Himmels bereits ereilt habe. Das letzte Urtheil des Gesetzes sollte nun vollzogen, der Gnadenstoß aber

so lange aufgeschoben werden, bis der Verbrecher Alles gestanden habe, was er in Bezug auf seine vermuthliche Mitschuldige, die Marquise von Brinvilliers, welche sich jetzt in dem Asyle eines Klosters jenseits der Grenze befinde, wisse.

Es trat ein entsetzliches Stillschweigen ein. Der Unglückliche ward von den andern Gestalten auf dem Schaffot gefaßt und auf das Rad gelegt, und in der nächsten Minute erhob sich der Stab in den Händen eines der Henker. Er fiel mit einem dumpfen, bis in jeden Winkel des Platzes hörbaren Schalle nieder und den Lippen des Verbrechers entfuhr ein lauter, gellender Schmerzensruf. Der Priester beugte sich nieder und schien mit ihm zu sprechen. Nach wenigen Secunden richtete er sich wieder auf und der Schlag ward wiederholt, worauf dasselbe Geschrei erfolgte, obschon weniger durchbohrend als zuvor. Noch ein Schlag und noch einer folgte, und dann fand ein länger andauerndes Gespräch zwischen dem Verbrecher und seinem Beichtiger statt. Der Mönch trat wieder an den Rand des Schaffots und winkte mit der Hand, um Schweigen zu gebieten.

„Der Verbrecher Lachaussée hat gestanden," sagte er; „er bekennt seine Schuld und auch die der bereits verdächtigen Marie Magdalene d'Aubray, Marquise von Brinvilliers, von welcher er das Gift bekommen zu haben gesteht, durch welches ihre beiden Brüder ge=

mordet worden sind. Der Gnadenstoß kann nun erfolgen.“

Er hielt hierauf dem sich krümmenden Delinquenten ein Kruzifix vor die Augen und befahl dem ersten Henker, dem Leben ein Ende zu machen. Der Mann hob die schwere Eisenstange und sie fiel zermalmend auf Lachaussée's Brust. Dies Mal ließ kein Geschrei sich hören, der Tod des Unglücklichen war augenblicklich erfolgt.

Die Menge schwieg einige Secunden, als ob sie ein Geschrei erwarte. Endlich aber ließen sich einzelne Stimmen hören, die allmählig sich vermehrten, bis sie plötzlich in ein wildes Triumphgebrüll ausbrachen, als die Menge sich überzeugte, daß der Verbrecher aufgehört habe, zu leben. Es war nun ein Schlüssel zu dem Geheimnisse gefunden, in welches die Todesfälle durch Vergiftungen so lange gehüllt gewesen waren, und jetzt, da nun einer der Theilnehmer an den schrecklichen Thaten, die so lange der scharfsinnigsten Wachsamkeit der Behörden gespottet, seine Missethat vor den Augen der Menge gebüßt hatte, da kannte ihre Freude keine Grenzen. Nachdem sie so ihrer Billigung des eben genossenen Augenblicks Luft gemacht, wendete sie sich von dem Carrefour hinweg und begann den Platz durch die verschiedenen Ausgänge zu verlassen.

Louise, welche kaum im Stande gewesen war, sich während des schrecklichen Schauspiels auf den Füßen

zu erhalten, ward durch das Aufbrechen der Menge wieder mit hinweggerissen, bis es ihr gelang, sich in einen Thorweg zu flüchten, wo sie den dicksten Haufen erst vorbei zu lassen gedachte. Sie hatte kaum einen Augenblick dagestanden, als sie von einem Manne erkannt ward, der in den Diensten des Bruders der Marquise gewesen war.

„Heda!“ schrie er, als er sie bei dem Scheine einer Fackel bemerkte, „da ist noch Eine! Ich habe sie in der Nacht, wo die Brüder ermordet wurden, bei der Brinvilliers gesehen. Sie ist auch eine Giftmischerin. In's Gefängniß mit der Hexe!“

Er trat mit diesen Worten auf das arme Mädchen zu, während das Volk neugierig stehen blieb. Eben aber, als er sich ihr näherte, ward er von einem kräftigen Arme ergriffen, herumgedreht und mit einiger Heftigkeit zu Boden geworfen.

Neuntes Kapitel.

Das Spiel ist aus. — Die Falle. — Marie kehrt mit Desgrais in die Conciergerie zurück.

Jeder andere Beamte als Desgrais würde alle ferneren Versuche, die Marquise festzunehmen, aufgegeben haben, da sie sich jetzt in dem geheiligten Asyl eines Klosters befand — noch dazu in einer Stadt, wo jede Verletzung der einem geistlichen Hause zustehenden Privilegien mit der unnachsichtlichsten Strenge geahndet worden wäre. Aber den Gefreiten wurmte es tief, daß er sich auf so ärgerliche Weise, und zwar mehrmals hinter einander, hatte äffen lassen, während die Beute schon fast in seinen Händen war. Ueberdies war er sehr ehrgeizig in Bezug auf sein Amt und eifersüchtig auf seinen Ruf als der wachsamste Offizier der Marechaussée, und er beschloß, nicht wieder nach Paris zu gehen, wenn er es nicht in Begleitung der Marquise thun könne.

Um diese Absicht durchzusetzen, miethete er sich eine Wohnung in einem abgelegenen Theile von Lüttich und blieb daselbst einige Wochen, indem er seine Soldaten und die übrigen Mannschaften entließ und nach Givet zurückschickte, jedoch mit dem Befehle, sich bereit zu halten, sobald er es verlange, gleich nach Lüttich zu kommen. Der Marquise war seine Person unbekannt, sie war ihm höchstens ein oder zwei Mal begegnet und hatte ihn nicht weiter in's Auge gefaßt, und dies bestimmte ihn zu dem von ihm einzuschlagenden Verfahren. Er war jung und gewandt. Gerade der Beruf, in welchem er fortwährend beschäftigt war, hatte ihm Zutritt in alle Klassen der Gesellschaft gewährt, und er besaß Takt und schnelle Fassungsgabe, die ihn seine gemachte Beobachtung anwenden lehrte, so daß es ihm leicht war, die Haltung und das Benehmen irgend einer besondern Klasse nachzuahmen. Hierauf stützte er seinen Plan und schritt, als er glaubte, es sei hinreichende Zeit verstrichen, zur Ausführung desselben.

Um die Verhaftung zu bewerkstelligen, verkleidete er sich als Abbé und präsentirte sich eines Abends an den Thoren des Klosters, in welchem Marie Schutz gefunden, und wünschte sie zu sprechen. Der Portier ließ ihn nach einigem Zögern in das Sprachzimmer treten und wenige Augenblicke darauf erschien sie.

Die Marquise hatte sich gänzlich von den Stra=

pazen der Reise erholt. Wer sie genau gekannt hätte, würde einige von der ausgestandenen Unruhe und gewaltsamen Erregung herrührende Linien auf ihrem Gesichte bemerkt haben; für Andere hatte sie immer noch dasselbe mädchenhafte, zutrauliche Gesicht — noch dieselben blauen, glänzenden Augen, die glatte, breite Stirn, und die rosigen Lippen bargen dieselben wundervollen Zähne, welche die galanten Herren geblendet und den Neid der Hofdamen von Versailles erregt hatten. Sie verneigte sich anmuthig gegen Desgrais, als sie in das Zimmer trat, und fragte dann mit der sanftesten Stimme, welchem Zufalle sie die Ehre eines Besuchs von dem Herrn Abbé verdanke?

„Ich bin ein armer Diener der Kirche, Madame," entgegnete er, „und kehre von einer Wallfahrt nach Rom mit Reliquien zurück, welche in der Jakobinerkirche in der Rue St. Honoré niedergelegt werden sollen. Wegen kirchlicher Angelegenheiten hier in Lüttich aufgehalten, hörte ich, daß Ihr hier wäret, und komme, Euch meine Achtung zu bezeugen."

„Ich habe wenig gethan, was eine solche Aufmerksamkeit verdiente, mein frommer Vater," sagte Marie.

„Ihr habt viel unverschuldeten Jammer erduldet, Madame," antwortete Desgrais. „Ihr habt unsere Kirche unterstützt, Ihr waret eine gute wohlthätige Dame, das weiß ganz Paris, und ich würde mich vor

mir selbst geschämt haben, wenn ich Eurer Güte nicht wenigstens diesen Tribut der Dankbarkeit brächte."

„Ach, mein frommer Vater," rief Marie, „wollte Gott, die Welt dächte eben so gut von mir, als Ihr. Was hat mir nun mein vergangenes Leben genützt? Ihr werdet, wenn Ihr nach Paris kommt, finden, daß die schwärzesten Geschichten von mir erzählt werden. Ein Weib, wenn es einmal gefallen ist, hat keine Hoffnung mehr, sondern Jeder — und zwar Die, die früher am Tiefsten vor ihr gekrochen sind, zuerst — beeilt sich, sie noch tiefer in's Elend hinabzudrücken. Ich bin verloren — für immer!"

„Aber Ihr solltet doch hoffen, daß das Bewußtsein Eurer Unschuld noch mit der Zeit die Oberhand gewinnen werde," entgegnete der Gefreite.

„Ich habe keine Hoffnung, mein Herr; ich bin allein an diesem einsamen Orte — allein in der Mitte der Bewohner desselben, als ob ich von der ganzen Welt ausgeschlossen wäre."

Desgrais schwieg einen Augenblick. „Sie hat noch nicht ihre Kameraden genannt," sagte er bei sich selbst, „und doch hat sie unterwegs Begleitung gehabt. Alle Nachrichten stimmen darin überein."

„Ihr irrt Euch, Madame," fuhr er laut fort, „denkt nur nach. Giebt es Niemanden, auf den Ihr Euch verlassen zu können glaubt?"

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Marie,

ihn scharf ansehend. Einige Sekunden schauten sie sich so einander an und Jedes erwartete, daß das Andere sprechen solle. Desgrais lauerte auf einen Aufschluß, den er mit dem ihm inwohnenden Takte weiter benutzen könne, und die Marquise fürchtete sich zu compromittiren, wenn sie mehr enthüllte, als der Andere wüßte. Es waren zwei schlaue Naturen, die hier einander zu umschleichen suchten.

Desgrais fing wieder an zu reden. Mit einem Ausdrucke des Gesichts, der darauf berechnet war, der Marquise die Idee einzuflößen, er wisse Alles, was in ihrem Innern vorgehe, und mit tiefer, bedeutungsvoller Stimme sagte er:

„Glaubt Ihr, daß es Niemanden giebt, der sich für Euch interessirt? Ihr könnt mir trauen. Welchen Verkehr habt Ihr mit der Welt unterhalten, seit Ihr Euch in diesem Asyle befindet?“

„Keinen, mein Vater, bei meiner Seele, keinen.“

„Und habt Ihr von Niemandem eine Botschaft erwartet?“ fuhr Desgrais in demselben Tone fort.

„Camill!“ rief die Marquise mit Wärme. Und dann, als ob ihr einfiele, daß sie eine Indiscretion begangen, schloß sie die Lippen fest zusammen und schwieg.

„Ja, Camill,“ entgegnete Desgrais, den Namen schnell auffassend. „Glaubtet Ihr, er hätte Euch verlassen?“

Er sah sich vorsichtig im Zimmer um und legte

den Finger auf den Mund, als ob er fürchtete, belauscht zu werden.

„Ich wußte nicht, in welchem Theile der Stadt er wohnte,“ antwortete sie.

„So!“ dachte Desgrais, „ist er also in Lüttich?“

„Und überdies,“ fuhr sie fort, „sind jetzt andere Umstände eingetreten. Er macht sich Nichts mehr aus mir.“

„Möchtet Ihr ihn ein Mal sprechen?“ fragte Desgrais.

Die Eitelkeit des Weibes triumphirte über ihre Vorsicht. In Camill Theria, so glaubte die Marquise, war, als er wieder mit ihr zusammen getroffen, die alte Liebe erwacht. Er hatte seine Verlobte vergessen und wünschte die Pariser Geliebte wiederzusehen.

„Darf ich Euch glauben?“ fragte sie.

„Ihr könnt Euern Augen glauben,“ entgegnete der Gefreite. „Heute beim Abendläuten wird er in dem Gasthause zu den „drei Königen“ sein.“

„Warum will er nicht hierher kommen?“

„Das wäre doch nicht räthlich. Ihr habt ja Nichts zu fürchten, ich will Euch aus dem Kloster begleiten und auch wieder zurückbringen.“

„Werdet Ihr Euch dadurch nicht compromittiren?“ fragte Marie.

„Das ist meine Sorge, Madame,“ entgegnete Desgrais. „Das Wetter ist so unfreundlich, daß nur

wenig Passanten auf den Straßen sind, und die Nacht ist finster. Ich habe Nichts zu besorgen."

„Was kann er nur von mir wollen!" sagte Marie, halb mit sich selbst sprechend, und sie schien unschlüssig zu sein, wie sie handeln solle.

„Ihr werdet Alles hören," sagte Desgrais, der selbst nicht weiter über einen Gegenstand zu sprechen wagte, von dem er durchaus Nichts wußte. „Aber die Zeit vergeht und die Abendglocke wird sich bald hören lassen. Kommt, Madame, kommt."

Ohne irgend eine andere Hülle, als einen Mantel, anzulegen und so viel als möglich Kopf und Gesicht verbergend, gab Marie dem Zureden Desgrais' nach, nahm seinen Arm, verließ unbemerkt das Kloster und ging mit ihm nach dem angedeuteten Gasthause. Die vollkommene Ruhe, welche sie seit ihrer Ankunft im Kloster genossen, hatte sie zu dem Glauben verleitet, daß die französische Polizei ihre Absicht, sie zu verhaften, ganz aufgegeben habe. Sainte-Croix hatte sie in ihrer fürchterlichen Herzlosigkeit schon längst vergessen und die Aussicht auf eine neue Eroberung — auf ein neues Opfer ihrer verrätherischen Leidenschaften — riß sie mit unwiderstehlicher Gewalt fort.

Sie durchschritten die steilen, unebenen Straßen der Stadt Lüttich, bis sie an die Thür des Gasthauses kamen, aus dessen Fenstern die rothe Gluth des Kaminfeuers heraus auf die Gasse strahlte. Desgrais

murmelte einige Worte der Entschuldigung wegen des unscheinbaren Aeußern des Hauses und führte dann Marien in das Gastzimmer.

„Wartet hier einen Augenblick,“ sagte er; „ich will fragen, ob er da ist.“

Er verließ das Zimmer, schloß die Thür hinter sich zu, und Marie war einige Augenblicke allein. Mit einer leichten Anwandlung von Mißtrauen horchte sie auf seine Zurückkunft und glaubte ein Mal eine Secunde lang Waffengeklirr zu hören. Aber dies verstummte beinahe augenblicklich und Desgrais kam wieder zurück.

„Ist er noch nicht da?“ fragte sie.

„Er ist noch nicht da, Madame,“ sagte Desgrais mit etwas verändertem Tone, „auch ist es nicht wahrscheinlich, daß er kommen wird.“

„Was soll das heißen?“ rief Marie etwas unruhig und auf die Thür zugehend.

„Verzeihet, Madame,“ sagte Desgrais, „Ihr dürft nicht hinaus.“

„Unverschämter!“ rief die Marquise, „was untersteht Ihr Euch!“

„Ihr seid meine Gefangene, Madame.“

„Gefangene? und auf wessen Befehl?“

„Auf Befehl Sr. Majestät Ludwigs XIV. Königs von Frankreich,“ rief Desgrais laut, indem er zugleich

seinen Abbémantel abwarf und in seiner Uniform als Gefreiter der Marechaussée dastand.

Diese Worte waren das Zeichen für die Draußenstehenden, die er, als er das Zimmer verlassen, herbeigerufen hatte. Als er sie aussprach, stürzten die Soldaten in das Zimmer und die Marquise sah sich von den Schützen der königlichen Garde umringt.

Marie gewahrte augenblicklich die Schlinge, die man ihr gelegt hatte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, aber im nächsten Augenblicke schon hatte sie ihre Geistesgegenwart wieder gewonnen.

„Nichtswürdiger Heuchler!“ rief sie, sich wüthend auf Desgrais losstürzend, „Ihr habt Eure Beute noch nicht in den Klauen; ich bin hier in einem Lande, in welchem Eure Vollmacht Nichts gilt. Ihr könnt mich nicht verhaften.“

„Ich muß Euch nochmals um Verzeihung bitten, Frau Marquise,“ entgegnete Desgrais, indem er ein Papier aus dem Gürtel zog. „Der Magistrat dieser Stadt hat auf einen Brief von unserm Könige Eure Auslieferung gutgeheißen. Ihr seid eben so gut unsere Gefangene, als ob wir Euch in Euerm eigenen Hotel in Paris arretirt hätten.“

Schnell wie der Blitz riß Marie, als sie diese Worte hörte, einem der Gardisten den Dolch aus der Scheide und versuchte sich denselben in's Herz zu stoßen. Der ihr zunächst stehende Soldat jedoch bemerkte

es und fiel ihr in den Arm und wand ihr die Waffe aus der Hand. Abermals getäuscht und vor ohnmächtiger Wuth fast wahnsinnig, bemühte sie sich zu sprechen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst, und mit einem schrecklichen Schrei stürzte sie sinnlos zu Boden.

Desgrais übergab sie der Obhut eines seiner Leute, befahl den Andern, vor der Thür Wache zu halten, und kehrte in das Kloster zurück, um fernere Beweise aufzusuchen, nachdem er geeignete Vollmacht erhalten, Alles an sich zu nehmen, was er in dieser Beziehung auffinden würde. Marie hatte aber nur wenig Sachen bei sich, doch entdeckte man eine kleine Mappe mit Papieren nnd Briefen unter ihrem Kopfkissen und diese nahm Desgrais sogleich in Beschlag. Es fand sich darin der bedeutendste Beweis gegen sie, der in Nichts weniger als einem vollständigen Bekenntnisse aller Handlungen ihres vergangenen Lebens bestand.

Mittlerweile kam Marie allmählig zu sich, aber es dauerte einige Zeit, ehe sie sich von einer Reihenfolge Ohnmachten erholte, die auf einander folgten, sowie der geringste Grad von Bewußtsein zurückkehrte und die schreckliche Wirklichkeit ihrer Lage ihr vor Augen trat. Der rauhe Soldat, mit welchem sie allein war und der noch nicht eine solche Gefangene bewacht hatte und von ihrer Schönheit und ihrem hohen Stande etwas frappirt war, hatte vor Angst nicht gewußt, was

er machen sollte, und endlich eine der Dienerinnen des Gasthauses herbeigerufen, um der Marquise Hilfe zu leisten. Durch eines jener geringfügigen Mittel, welche in solchen Fällen nur Frauen für ihr eignes Geschlecht zu Gebote zu stehen scheinen, ward Marie allmählig wieder zu sich gebracht, und dann ging die Dienerin fort und die Marquise blieb wieder allein mit ihrem Wächter — bleich und zitternd und einer Leiche ähnlich, bis auf das funkelnde Auge und das krampfhafte Zittern jedes Muskels in ihrem zartgebauten Körper. Sie sprach keine Sylbe, sondern blieb in einem Winkel des Zimmers auf dem plumpen Sessel sitzen, auf den sie durch die Soldaten getragen worden war, und der schwere Tritt der Schildwache, welche vor der Thür des Zimmrrs auf und ab schritt, war der einzige Laut, der die öde lautlose Stille unterbrach.

In weniger als einer Stunde kam Desgrais wieder. Er kam in Begleitung einer Postkutsche, die er gleich nach der Gefangennehmung der Marquise bestellt, sowie er auch einen Courier, um längs des ganzen Weges die nöthigen Anstalten zu treffen, abgeschickt hatte. Er trat jetzt in das Zimmer und ersuchte Marien, ihn nach dem Wagen zu begleiten.

„Ihr habt in diesem Drama eine traurige Rolle gespielt, mein Herr," sagte sie zu ihm, „und Ihr habt gesiegt. Denkt nicht, daß ich mich herablasse, wenn ich Euch um Etwas bitte — könntet Ihr sehen,

wie tief ich mich selbst entwürdigt fühle, daß ich Euch um diese Gunst bitte, so würdet Ihr — selbst Ihr — mich bemitleiden und mir sie gewähren. Ihr habt heute Abend mit dem Namen einer Person gespielt und Euern Einsatz gewonnen. Wollt Ihr mir erlauben, ein paar Worte an jenen Mann zu schreiben?"

„Vorausgesetzt, daß ich den Brief zu lesen bekomme und daß Ihr binnen zehn Minuten damit fertig seid," entgegnete Desgrais. „Wir müssen zum Abendessen in Dinant sein, wo wir auch heute übernachten werden."

„Es wird nur halb so viel Zeit bedürfen," sagte Marie. „Gebt mir Schreibmaterialien und laßt mich dann auf einige Minuten allein."

Desgrais zog seine Brieftasche heraus, riß aus derselben einige leere Blätter und gab sie nebst dem Bleistifte der Marquise, dann stellte er die Schildwache wieder vor die Thür und entfernte sich.

Sobald er fort war, schrieb Marie einige Worte auf das Papier und redete dann den Soldaten an.

„Wie heißt Ihr?" frug sie mit leisem, eiligem Tone.

„Antoine Barbier," entgegnete der Mann mürrisch, „Schütze in königlichem Dienste."

Und er setzte seinen Gang fort. In weniger als einer Minute redete sie ihn nochmals an.

„Sehet!" rief sie, indem sie einen massiven, mit Juwelen besetzten Schmuck aus ihrem Haare nahm,

„wenn Ihr Das verkauft, so bekommt Ihr so viel, daß Ihr Euch manchen lustigen Tag dafür machen könnt, und ich will es Euch geben, wenn Ihr mir diesen Brief an seine Adresse bestellen wollt. Es ist Nichts darin, was Eurer Pflicht zuwider liefe. Sehet," fuhr sie, die Adresse schreibend, fort, „Herr Camill Theria in Lüttich, er ist Apotheker hier. Wollt Ihr mir den Gefallen thun?"

„Gebt den Brief her," sagte der Mann. „Wenn ich abgelös't bin, finde ich vielleicht Jemanden, der die Bestellung übernimmt."

„Dann nehmt auch zugleich den Lohn," fügte Marie hinzu.

„Nein," entgegnete der Schütze, indem er das dargebotene Geschenk abwehrte, „dafür braucht Ihr mich nicht zu bezahlen."

Nach ein paar Minuten kam Desgrais wieder zurück, um zu erfahren, ob der Brief beendet sei, da es nun Zeit würde, die Reise anzutreten. Marie fuhr vor ihm zurück, als er eintrat, gleichwie vor einer Schlange — ihr Abscheu vor dem Gefreiten war kein erheuchelter.

„Ich kann nicht schreiben," sagte sie. „Ich stehe zu Diensten; gehen wir."

Sie stieß den dargebotenen Arm des Offiziers zurück und trat hinaus in die mit Soldaten besetzte Hausflur. Als sie an dem Manne vorbeikam, der

bei ihr Wache gestanden hatte, flüsterte sie ihm zu: „Vergeßt es nicht,“ und stieg dann, ohne ein Wort zu sagen, in den Wagen, warf sich in eine Ecke und verhüllte ihr Gesicht mit dem Mantel.

Desgrais stand im Begriffe, zu folgen, als Barbier ihm verstohlen das Briefchen in die Hand drückte. Er las:

„Mein theurer Theria! — Ich bin von Desgrais verhaftet worden und befinde mich bereits auf dem Wege nach Paris. Rettet mich um jeden Preis.

„Marie.“

„Laßt uns keinen Augenblick verlieren!“ rief der Gefreite, indem er in den Wagen stieg; „laßt die Pferde laufen, was sie können, und schont weder Sporen noch Peitsche!“

Zehntes Kapitel.

Nachrichten über Louise Gauthier und Benoit.

Der gegen Louise Gauthier erhobene Schrei der Entrüstung, als sie den entsetzlichen Auftritt im Carrefour du Châtelet verließ, hatte sie für den Augenblick beinahe ihrer Besinnung beraubt. Sie sah den Mann, der sie beschuldigt hatte, eine Giftmischerin und Mitschuldige der Madame de Brinvilliers zu sein, von einem aus der Menge niederwerfen und in der Erwartung, daß ein verzweifelter Tumult ausbrechen werde, ergriff sie die Gelegenheit, welche die Verwirrung ihr darbot und machte sich Bahn durch den sie umringenden Kreis des wüthenden Volkes, dessen Aufmerksamkeit in diesem Augenblicke auf etwas Anderes gelenkt ward. Die Person, welche ihr zu Hilfe gekommen war, folgte ihr jedoch und als eine Biegung der Straße ihnen Gelegenheit verschaffte, dem unwiderstehlichen

Strome des Pöbels sich zu entreißen, entdeckte sie, daß es ein sehr hübsch aussehender junger Mann war, dem sie ihre Rettung verdankte.

„Verzeihet mir, Mademoiselle," rief der Student, denn als solchen gab ihn seine Kleidung zu erkennen, indem er gleichzeitig die Mütze abnahm, „daß ich mich mit Euch auf solche Weise bekannt mache. Ist Euer Name Louise Gauthier?"

„So heiße ich, mein Herr," entgegnete das Mädchen schüchtern.

„Mein Name ist Phillip Glazer," sagte der Andere, „nun kennen wir uns. Ich bin von Benoit Mousel, der nun nach Hause gegangen ist, abgesendet worden, Euch aufzusuchen. Sie verloren Euch in der Rue des Lombards."

„Wie kann ich Euch für Eure Verwendung danken?" sagte Louise.

„Dankt lieber der heiligen Jungfrau für den glücklichen Zufall, der mich in einem solchen Augenblicke Euch zuführte. Ich verzweifelte schon daran, Euch in einer so ungeheuern Menschenmasse aufzufinden, obschon Benoit Euch mir ziemlich genau beschrieben hatte. Aber kommt, wir wollen nach dem Quai zu kommen suchen."

„Ihr kennt also Benoit Mousel?" sagte Louise, als sie neben einander weiter gingen.

„So ziemlich, Mademoiselle. Ich hatte ihn ei-

nige Zeit zu behandeln, als man ihn während einiger der Lustbarkeiten, welche Herr von Lauzun, so oft er nicht in der Bastille sitzt, zu geben gewohnt ist, etwas unhöflich im Hotel de Cluny zum Fenster hinausgeworfen hatte."

Louise Gauthier erinnerte sich jenes Abends nur zu gut und schauderte, als sie sich die Ereignisse in das Gedächtniß zurückrief. Sie sprach nicht wieder, sondern hielt sich dicht an Philipps Seite, als ob sie einen neuen Angriff von den ihr Begegnenden fürchtete und ging schweigend mit ihm weiter nach dem Flusse.

So stiegen sie auf einem der Anlandeplätze am Fuße der Notre-Dame-Brücke hinab und fanden das Boot noch daliegen, in welches der Student seiner Begleiterin hineinhalf und dann mit wenigen Schlägen seines starken Arms die Schiffsmühle erreichte. Es war Licht in dem Zimmer, und in dem Augenblicke, wo sie an den Kahn anstießen, erschienen Benoit und seine Frau mit einer Fackel, und brachen in laute Freudenrufe über die Rückkehr Louisens aus.

Zwei Minuten später war die ganze Gesellschaft im Zimmer versammelt, in welchem der Leser sich bereits umgesehen hat. Bathilde war mit ihrer gewöhnlichen gutmüthigen Rührigkeit beschäftigt, die Mahlzeit aufzutragen und als sie damit fertig war, öffnete sie die Thür des Ofens, um das warme Licht desselben

über das Zimmer strömen zu lassen und dann nahmen Alle ihre Plätze ein.

„Ich brauche Euch kein Geheimniß aus meiner Sendung zu machen, Mademoiselle,“ sagte Philipp, nachdem man sich gesetzt hatte, „denn ich glaube, daß Ihr Euern Freunden nichts zu verbergen wünscht.“

„Nun und wäre es so etwas, Louise,“ sagte Benoit, „so kann ich ja mit Bathilden —“

„Bitte, schweigt, mein Freund,“ unterbrach ihn Louise, „was könnte ich Euch zu verbergen wünschen, da Ihr doch Alles schon wißt und immer so freundlich gegen mich gewesen seid. Nun, mein Herr?“ fügte sie zu Philipp gewendet hinzu.

„Ihr kennt diese Handschrift,“ bemerkte Philipp, indem er ihr ein kleines versiegeltes, mit einer Adresse versehenes Päckchen hinreichte.

Louise nahm es zitternd und betrachtete die Ueberschrift. Als sie dieselbe erkannte, stieß sie einen leisen Schrei des Erstaunens aus.

„Ja, es ist seine Hand,“ rief sie, indem sie den Kopf senkte und das Päckchen in den Schooß fallen ließ. In der nächsten Minute strömten ihre Thränen reichlich und schnell darauf nieder.

Bathilde ergriff sie freundlich bei der Hand und drückte ihr dieselbe, indem sie ihrem Kummer schweigend zusah, als endlich Philipp Glazer zuerst wieder zu sprechen begann.

„Ich fand dies in Herrn von Sainte-Croix's Schreibepult," sagte er, „es ist einer der wenigen Gegenstände, deren Desgrais sich nicht bemächtigte. Ich sagte, es sei mein, denn ich sah, daß das, was man bereits weggenommen, schon Unheil genug anrichten würde und wollte dieses nicht vermehren helfen. Erst heute Abend erfuhr ich zufällig, daß Ihr bei Benoit und dessen Frau wäret."

Immer noch weinend und mit zögernden Händen öffnete Louise das Packet und zog ein anscheinend in Kanzleischrift geschriebenes Document und ein kleines Briefchen heraus, welches sie Philipp einhändigte.

„Leset es, mein Herr," rief sie, „ich bin es nicht im Stande. Wie lange ist es schon, daß ich diese Handschrift nicht gesehen habe! Ich wartete einen Tag nach dem andern auf eine Botschaft von ihm, um zu hören, daß ich nicht vergessen sei — wäre es auch nur eine Zeile gewesen — bis mir durch die Qual der fruchtlosen Erwartung das Herz brach. Jetzt kommt die Botschaft und — er ist todt."

Der Student nahm das Briefchen und überlief es schnell mit dem Auge, ehe er den Inhalt der kleinen Gesellschaft mittheilte. Bathilde und Benoit sahen ihn gespannt an und bemerkten, daß sein Gesicht sich bei dem Lesen des Briefes aufklärte, der also sicherlich keine schlimmen Nachrichten enthielt. „Freuet Euch," rief er, als er fertig war. „Freuet Euch Alle mit mir.

Ich glaube, ich werde die Medicin an den Nagel hängen und noch Landwirth werden.“

„Weiter! weiter!“ riefen Benoit und seine Frau in Einem Athem, „was ist es denn? was giebt es?“

„Das Vermächtniß eines Grundstücks an der Orbe in Languedoc,“ fuhr Philipp lesend fort, „mit einer Oliven- und Maulbeerpflanzung an Louise Gauthier, was von ihr gemeinschaftlich mit irgend Jemandem, der sich ihrer in Paris freundlich angenommen, besessen werden soll und worüber die nöthigen Papiere sich in den Händen des Notars Macé, Rue de Provence in Beziers, befinden.“

„Das wußte ich,“ sagte Benoit, mit einer Behemenz auf den Tisch schlagend, daß einige darauf befindliche Gegenstände auf den Fußboden herabsprangen, „ich wußte, daß das Rad des Glückes sich einmal drehen werde. Fahrt fort, Herr.“

Philipp Glazer begann nun das Briefchen zu lesen, während Louise ihn, beinahe nicht wissend, was sie denken sollte, anschauete.

„Wenn Du diesen Brief erhältst,“ las er, „werde ich jedes Verbrechen gebüßt haben. Ich fühle mich überzeugt, daß mein Tod, er komme wann er wolle, ein gewaltsamer und schneller sein wird und wie ich auch gefehlt haben mag, so werde ich dafür gestraft sein. Alles, was noch zu meiner Verfügung stand, habe ich Dir vermacht, vergiß im Besitze desselben die-

jenigen nicht, die Dir beigestanden haben. Es ist mir gelungen, jenes Eigenthum trotz aller Verlegenheiten, in die ich gekommen bin, noch zu erhalten, aber Umstände hielten mich ab, Dir es bei meinen Lebzeiten zu geben. Hüte Dich vor der Marquise von Brinvilliers, vergieb mir den Kummer, den ich Dir verursacht habe, denn er ist hundertfach vergolten worden und vergiß, wenn es Dir möglich ist

Gaudin de Sainte-Croix."

„Abzugeben an Louise Gauthier, oder im Fall sie nicht ausfindig zu machen, an Benoit Mousel in der Schiffmühle unter dem Pont Notre Dame zur Weiterbeförderung."

„Da," sagte Philipp, nachdem er geendet und die Papiere auf den Tisch gelegt hatte, „meine Aufgabe ist vollzogen."

„Ich kann es nicht annehmen," sagte Louise nach einer kurzen Pause.

„Ihr könnt es nicht nehmen, Mademoiselle?" sagte der Student. „Ihr müßt. Es ist doch besser, Ihr nehmt es an, als daß es in Ermangelung eines Reclamanten dem Notar Macé selbst und dann einem Fremden oder dem König oder einer seiner Maitressen zufällt."

„Ich würde mich nur unter Einer Bedingung dazu verstehen," fuhr Louise fort, „und diese ist, daß Benoit und seine Frau das Besitzthum mit mir theilen."

„Ei der Tausend! Louise, diese Bedingung ist nicht hart,“ sagte Benoit, „und wenn wir tapfer arbeiten, so brauchen wir uns auch des Geschenks nicht zu schämen. Sacristie! da bekämen wir ja Languedoc wieder zu sehen, Bathilde!“

„Und ein Landgut,“ sagte seine Frau, „und Oliven und Maulbeeren — vielleicht auch Kastanien.“

„Und ich brauche nicht mehr von meinem ohnedies immer lahmer werdenden Witze zu leben,“ fuhr Benoit fort, „wenn die Mühle nichts zu thun hat. Ich brauche keine Possen mehr zu reißen und keine Liedchen mehr zu singen und mich aus dem Fenster werfen zu lassen, anstatt dafür bezahlt zu werden. O, wir wollen mitgehen, Louise, wir wollen mitgehen.“

„Und zwar in einem leichten Wägelchen,“ sagte Bathilde, „das Jacquot ziehen kann und in dem wir wenigstens sechs Stunden täglich zurücklegen. Wo werden wir da zuerst übernachten?

„Ihr habt noch vollauf Zeit, Euch darüber zu besprechen,“ sagte Philipp, indem er über Bathildens eifrigen Wunsch, Paris zu verlassen, lächeln mußte. Dann wendete er sich zu Louisen und fügte hinzu: „Ihr dürft nun wegen dieses Vermächtnisses keine weiteren Bedenklichkeiten hegen, Mademoiselle, wäre es auch blos dieser guten Leute wegen. Denkt, daß, wenn es Euch nicht glücklich macht, es doch für diese ein großes Glück ist. Ihr willigt ein?“

„Ja," entgegnete Louise, nachdem sie einige Secunden geschwiegen. „Ich kann kein Glück mehr erwarten — wenigstens nicht auf Erden — vielleicht aber können Andere durch mich noch glücklich werden. Es soll mir gleich sein, wie bald wir diese herzlose, schreckliche Stadt verlassen, um sie nie wieder zu sehen."

„Wir wollen das morgen besprechen," sagte Benoit. „Ich dächte, heute wäre genug passirt. Ventre bleu! Wie wirbelt mir jetzt der Kopf, das Wasser kann heute unsern Kahn auf und nieder gehen lassen, wie eine Wiege und die Mühle die ganze Nacht klappern, ehe ich einschlafe. Ihr zwei Weiber geht zu Bette, ich will mich mit Herrn Glazer hier einzurichten suchen. Ich möchte ihm nicht rathen, so spät noch auf den Quai hinzugehen, denn die Stadt ist heute Nacht in einem unruhigen Zustande und die Hinrichtung hat alle Galgenvögel aus ihren Nestern gelockt."

Nachdem Louise und Bathilde sich entfernt hatten, setzten sich die beiden Zurückgebliebenen an das Feuer und zündeten große Pfeifen an, deren geräumige Köpfe eine ziemlich lange Sitzung auszuhalten versprachen.

Eilftes Kapitel.

Die Reise. — Das Verhör der Marquise.

Durch die Befehle des Gefreiten zur Eile angetrieben und von einer Abtheilung Scharfschützen begleitet, welche zu beiden Seiten des Wagens hergaloppirten, trieben die Postillone ihre Pferde mit Sporn und Peitsche an und brachten Desgrais und seine Gefangene eher nach Dinant, als sie erwarteten. Abgesehen von dem Vortheile aber, so wenig Zeit als möglich zu verlieren, war diese Eile keineswegs nöthig. Theria hatte den Brief, wie wir gesehen haben, nicht erhalten, und hätte er ihn auch bekommen, so würde er der Marquise immer nur wenig Beistand haben leisten können. Desgrais kannte jedoch seine Gefangene und da er nicht wissen konnte, was sie ihm durch ihre außerordentliche List und Verstellungskunst zu schaffen machen könnte, so war er entschlos-

sen, mit unausgesetzter Wachsamkeit zu Werke zu gehen, bis Marie sicher hinter den Mauern der Conciergerie aufgehoben sein würde.

Es fiel auf diesem Wege wenig vor, was des Erzählens werth wäre. Die Marquise warf sich in die Ecke des Wagens, bedeckte ihr Gesicht mit einem Schleier und blieb so die ganze Reise über. Wegen des früher von ihr angestellten Selbstmordversuches behielt sie Desgrais fortwährend im Auge und ließ bei der Ankunft in Dinant alle Messer von der Abendtafel entfernen und übergab die Gefangene der Aufsicht Antoine's Barbier, des Schützen, der sie in Lüttich bewacht hatte, während er selbst einen Courier aufzutreiben ging, welcher sofort nach Rocroy aufbrechen und den dortigen Magistrat benachrichtigen sollte, daß die Marquise am Morgen eintreffen werde, damit, noch ehe sie es erwartete, ein Verhör mit ihr angestellt werden könnte, bevor sie noch Zeit hätte, sich einen Plan hinsichtlich der zu gebenden Antworten zu entwerfen.

Sobald Marie sah, daß sie mit demselben Manne allein war, dem sie das für Camill Theria bestimmte Briefchen gegeben hatte, stieß sie einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Ich dachte, Ihr solltet in Lüttich zurückbleiben," sagte sie. „Ihr seid aber mitgekommen und der Brief ist also nicht abgegeben worden."

Der Mann ward durch die Anrede der Marquise

etwas verblüfft und wendete sich, ohne zu antworten, von ihr ab.

„Ihr habt mich betrogen," fuhr sie heftig fort, „und ich bin nun ganz verloren. Nun begreife ich, warum Ihr keine Belohnung von mir annehmen wolltet. Wo ist der Brief?"

„Ich habe ihn nicht," entgegnete der Schütze, „übrigens darf ich auf keine Frage antworten, sonst falle ich in Strafe." Und damit begann er wieder auf und abzugehen.

Sie würde dessenungeachtet ihn wieder angeredet haben, wenn nicht ein Diener des Gasthauses eingetreten wäre, der einen großen Teller mit einigen Erfrischungen hereinbrachte. Marie wollte, als der Mann den Teller niedersetzte, sich weigern, etwas zu genießen, sie besann sich aber und befahl dem Diener, den Teller nur dazulassen und sich zu entfernen. Der Schütze sah nach, ob sich nichts darauf befände, womit sich die Marquise verwunden könnte, schickte dann den Aufwärter wieder fort und schritt wieder vor der Thür auf und ab. Plötzlich ergriff Marie eins der Trinkgläser und warf es auf den Boden, so daß es in mehrere Stücken zersprang. Der wachhabende Soldat vernahm das Geklirr und als die Marquise aufsprang, um einen der Scherben aufzuheben und zu verschlucken, stürzte er ebenfalls herbei und entriß ihr das Glas.

„Abermals fehlgeschlagen!" murmelte sie zähne-

knirschend, indem sie sich an den Tisch zurück begab. „Warum habt Ihr mir das gethan?“

„Ich habe den Befehl, Euch scharf zu bewachen,“ sagte der Mann, „und gegenwärtig habe ich weiter nichts zu thun, als den Befehlen des Herrn Desgrais zu gehorchen.“

Die Marquise schwieg wieder einige Zeit. Sie stieß das zum Souper aufgelegte Couvert von sich weg und schaute in tiefes Hinbrüten versunken in das Feuer des Kamins. Endlich sprach sie:

„Mein Freund,“ sagte sie zu dem Schützen. „Ich glaube, Ihr habt recht gethan. Der Augenblick des Wahnsinns ist vorüber und ich bin Euch dankbar. Ihr sollt sehen, daß ich es Euch nicht vergesse.“

Der Soldat antwortete mit einem plumpen Kopfnicken und setzte seine Promenade fort.

„Ihr seid wohl mit Eurem Dienste und Eurer sonstigen Lage zufrieden?“ fragte Marie.

„I nun,“ entgegnete der Schütze, indem er stillstand und sich auf seine Pike stemmte, „ich könnte mich besser befinden und ich könnte mich schlechter befinden. Mein Dienst gefällt mir, denn wenn er mir nicht gefiele, könnte es mir auch weiter nichts helfen.“

„Ihr könnt es besser bekommen, wenn Ihr nur wollt,“ sagte die Marquise. „Hört mich an. Ich habe in Offemont Gold genug, um in Italien ein Landgut zu kaufen, das Euch und die Eurigen ernäh-

ren würde. Kennt Ihr Niemanden, mit dem Ihr solches Besitzthum theilen möchtet?“

Der Mann antwortete nicht. Er sah Marien an und bemühte sich vergebens, zu errathen, was sie damit meine.

„Ihr seid mein einziger Wächter,“ fuhr sie fort. „Was hindert uns, mit einander zu fliehen. Sind wir einmal auf meinem Schlosse, so kann ich Euch mit Reichthümern beladen, und Ihr könnt über die Grenze kommen, ehe man noch unsre Flucht entdeckt hat. Ich kann mich dann ebenfalls mit leichter Mühe dem Bereiche der —“

„Nichts mehr davon, Madame!“ entgegnete der Schütze ernst. „Ihr irrt Euch in mir. Ist eine Lection nicht genug?“

Das Gespräch ward durch den Eintritt einer Magd des Gasthauses unterbrochen — eines großen, starken flamländischen Weibes von widerlicher Geberde und Gesichtsbilduug, welche die Nachtwache bei der Marquise übernehmen und durch eine außerhalb des Zimmers vor die Thür gestellte Schildwache unterstützt werden sollte. Marie schauderte bei dem Anblicke des mißgebildeten Geschöpfs und folgte demselben in das Schlafgemach, worin ihr sechs Stunden Ruhe gestattet werden sollten, ehe man sich auf die Weiterreise begab.

Nach der Ankunft in Rocroy am nächsten Tage,

ward sie, der getroffenen Verabredung zufolge, vor den Herrn von Palluan geführt und einem strengen Verhör unterworfen. So unerwartet aber auch diese Vernehmung stattfand, konnte der Richter doch nichts aus der Gefangenen herausbringen, selbst nicht, als man ihr das von ihr selbst geschriebene Geständniß vorhielt, welches man unter ihren Effecten in ihrem Zimmer im Kloster aufgefunden und durch einen Courier von Lüttich nachgesendet hatte. Sie begegnete jeder Frage mit festem Leugnen oder einer ausweichenden Antwort, die sie mit einer Schnelligkeit und Geistesgegenwart zu geben wußte, welche ihre Inquirenten in Erstaunen setzte. Diese hoben, als sie sahen, daß auf diese Weise die Sache unmöglich gefördert werden würde, die Sitzung auf und trafen Anstalt, die Gefangene ohne Weiteres nach der Conciergerie, dem Hauptgefängnisse in Paris, transportiren zu lassen.*)

*) Weitere Aufschlüsse über dieses Geständniß findet der sich dafür interessirende Leser in den bekannten Briefen der Frau von Sevigné, besonders in Nr. 269 und 270.

Zwölftes Kapitel.

Die letzte Unterredung.

Auf die Verhaftung der Marquise folgte eine lange und traurige Zwischenzeit, ehe der eigentliche Prozeß begann. Die Kette der mit den alle Tage sich gegen sie häufenden Anklagen verbundenen Umstände war so verwickelt, daß es der größten Aufmerksamkeit und der unermüdlichsten Nachforschungen bedurfte, um die Glieder derselben an einander zu reihen und zu ordnen, und die ersten juristischen Autoritäten waren sowohl mit der Anklage als mit der Vertheidigung der Delinquentin beschäftigt. Mittlerweile stieg die Aufregung des Publikums auf den höchsten Gipfel. Die geheimnißvollen, mit dem Tode des Herrn von Aubray und seiner beiden Söhne in Verbindung stehenden Umstände, die Gesellschaft, in deren Zirkeln Marie sich bewegt hatte, der Ruf ihrer Schönheit und Eleganz und mehr

als Alles, die Enthüllungen, die man durch einen Prozeß von so unheimlicher Art zu erfahren hoffte — denn es handelte sich um ein Verbrechen, vor dessen Wirkungen sich Niemand sicher fühlte und welches Alle mit Angst und Schrecken erfüllte, da die Todesfälle durch Vergiftung, die man zeither unbekannten pathologischen Ursachen zugeschrieben hatte, immerfort zunahmen und eine furchtbare Episode in der Regierung Ludwigs XIV. bildeten — alles Dies verlieh den bevorstehenden Verhandlungen ein beispielloses, noch nie dagewesenes Interesse. Der Prevot von Paris, der öffentliche Ankläger, der Criminallieutenant des Chatelet und andere Würdenträger stellten eine schreckliche Reihe von Thatsachen zusammen, welche die Schuld der Marquise außer allen Zweifel setzten, während die Unterbeamten durch ihre scharfsinnige Verbindung von Umständen, zu der sie auf alle nur erdenkliche Weise gelangten, neue Anklagen aufbauten.

Von allen in diesem wichtigen Prozesse vorkommenden Schriften war aber die von Nivelle, dem Advokaten der Marquise, abgefaßte Vertheidigung die merkwürdigste. Marie hatte sich begnügt, jede gegen sie geltend gemachte Thatsache abzuleugnen, aber Nivelle faßte alle Anklagen, eine nach der andern, auf und bemühte sich mit dem vollendetsten juristischen Scharfsinne, sie alle zu widerlegen, von der schwersten bis zu der scheinbar unbedeutendsten herab. Das Ver=

hältniß zwischen Marien und Sainte=Croix gab er zu — denn da es allgemein bekannt und gewissermaßen von der Delinquentin selbst zugegeben war, so wäre es lächerlich gewesen, dasselbe in Abrede stellen zu wollen. Aber eben Gaudin war es, auf welchen der Advocat alle Schuld wälzte. Er bemühte sich, darzuthun, daß Mariens Liebhaber durch das Spiel nicht blos sein eigenes Vermögen, sondern auch einen großen Theil des ihrigen verschwendet hatte, und da er später durch Herrn von Aubray in die Bastille gebracht worden, eben so sehr durch Habsucht als durch Rachlust bestimmt worden war, und die unglückliche Marquise von Brinvilliers zu seinem bethörten Werkzeuge gemacht hatte. Er bewies, daß Marie mit ihrem Ehegatten ein Vermögen von mehr als achtmalhunderttausend Livres besaß, daß alle Vortheile der Stellung, des Reichthums und hoher Verbindungen ihr beschieden waren und daß es Thorheit sei, nur einen Augenblick zu glauben, sie könne sich so weit in das fürchterliche Verhältniß, das man ihr zur Last legte, eingelassen haben, da sie ja dabei nichts gewinnen konnte, wohl aber Alles, in dieser und jener Welt verlieren mußte.

„Uebrigens,“ fügte er hinzu, „ist die Marquise von Brinvilliers überzeugt, daß der leider nur allzuhäufige aber verhängnißvolle Irrthum, dem Vorurtheile des Volks zu trauen, niemals einen Einfluß auf das Urtheil der durch ihre Unparteilichkeit so ausge=

zeichneten Richter äußern, noch Anlaß zu einer Verdächtigung ihrer Entscheidung geben wird. Sie weiß, daß ihre Richter nicht auf bloße Verdachtsgründe hin, noch dem gemeinen Gerücht zu gefallen, verurtheilen werden. Im Gegentheil würde, je schwärzer die von der Zunge des Volkes, nach der bloßen Anklage zu urtheilen, ausgesprochenen Verbrechen sind, um desto mehr Sorgfalt nöthig sein, alle aufgestellte Beweise auf's Genaueste zu prüfen und nur die in Betracht zu ziehen, auf welche nach Gesetz und Recht Gewicht zu legen ist. Die Angeklagte," fuhr er fort, „hofft auch, daß die geheiligten Gesetze der Religion bei ihren Richtern in zu hohem Ansehen stehen, um ihnen zu gestatten, eine Verletzung der Beichte gut zu heißen — eines der wichtigsten Geheimnisse unsrer Religion, und daß, da die vorliegende Anklage eine Reihe von den fürchterlichsten und schändlichsten Beschuldigungen gegen eine Frau von Geburt und Stand aufstellt, die Richter nicht das mindeste Gewicht auf die unvollkommenen, bis jetzt erlangten Zeugnisse legen werden, wenn die klarsten und überzeugendsten nothwendig sind, um zu einer richtigen Ansicht zu gelangen. Die Angeklagte ist durch die Hinterlist Sainte-Croix's — des einzigen Urhebers aller ihr zur Last gelegten Verbrechen — getäuscht und für das unglückliche Verhältniß, in dessen Folge sie so getäuscht werden konnte, schon hinreichend durch den Jammer gestraft worden, den sie seitdem er-

duldet, so wie durch eine Reihe der bittersten Qualen und Prüfungen, die schon an und für sich genügend sind, das Mitleiden nicht blos Derer, die noch gut von ihr denken, sondern auch ihrer bittersten Feinde zu erregen."

Der Originalabdruck dieses Documents liegt vor uns und es ist unmöglich, nicht von dem Scharfsinne, mit welchem die ganze Schrift abgefaßt ist, betroffen zu werden.

So geschickt aber auch Nivelle die Sache der Angeklagten vertrat, so war doch die Anhäufung der Thatsachen zu groß, als daß seine Vertheidigung den günstigen Eindruck hätte machen können, den er beabsichtigte. Die Ankläger, welche wohl die Wichtigkeit kannten, die dieser Prozeß für die ganze Bevölkerung von Paris, sowohl für die Freunde, als auch für die Feinde der Angeklagten hatte, waren eben so scharfsinnig in ihrer Aufsuchung von belastenden Indicien, als Nivelle eifrig in Aufsuchung von Entschuldigungsgründen war. Unter den Zeugenaussagen befand sich auch die der Dienerin Françoise Roussel, welche erklärte, daß sie oft durch Substanzen, die ihr die Marquise in Kuchen und Confitüren beigebracht, krank, zuweilen fast bis zum Tode, gemacht worden sei. Der Schütze Antoine Barbier erzählte Alles, was auf der Straße von Lüttich vorgegangen war. Desgrais selbst sprach von den in ihrem Zimmer vorgefundenen Papieren,

nachdem man sie aus jener Stadt hinausgeführt, und sogar Glazers Gehilfe, der klägliche Panurg bewies, daß, während Sainte-Croix die Zimmer in dem Hause seines Herrn inne hatte, die Marquise sehr oft zu ihm und mit ihm gemeinschaftlich Mischungen bereitete, in denen man späterhin die tödtlichsten Gifte erkannte. Es konnte nicht der leiseste Zweifel über ihre Schuld obwalten.

Mariens Benehmen während dieser harten Prüfung erweckte unter den dabei betheiligten Beamten die seltsamsten Gefühle. Obschon die erfahrensten und gewandtesten Juristen in Paris auf der Seite der Krone zur Begründung der Anklage standen, fanden sie es doch unmöglich, der Gefangenen irgend etwas abzulocken, wonach sich aus ihren eigenen Handlungen ein Beweis ihrer Schuld hätte herleiten können. Als aber das Verhör geschlossen war und die Entscheidung der Kammern gegen sie gefällt ward, schien ihre Verstocktheit zu weichen, und der Gerichtshof bat nun aus Achtung vor dem Range der Angeklagten den Doctor Pirot von der Sorbonne, sie alltäglich auf längere Zeit zu besuchen. Es waren allerdings schon zwei Priester regelmäßig bei der Conciergerie angestellt, aber diese waren — so lautete die Ansicht des Gerichtshofs — in Folge ihres beständigen Umganges mit den niedrigsten Verbrechern unfähig, die Marquise auf andere Gedanken zu bringen, und der gute Vater Pirot, der

wegen seiner sanften Frömmigkeit in ganz Paris in hohem Ansehen stand, ward demgemäß zu ihrem letzten religiösen Beistande auserſehen.

Er erschien alle Tage im Gefängnisse und machte mit jedem Tage mehr Eindruck auf die seiner Pflege Anvertraute. Er schildert sie in einer seiner Schriften als eine von Natur kühne und muthige Frau, die sich über alle Schwierigkeiten hinwegsetzte, sich nur in wenigen Worten, die dann aber allemal zweckmäßig und treffend waren, aussprach und mit der erstaunlichsten Schnelligkeit Mittel aufzufinden wußte, um alle gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen zurückzuweisen. Sie schien in jeder schwierigen Stellung sich sogleich zu entscheiden, welche Beweisführung oder welche äußere Haltung sie anzunehmen habe. Ihre Physiognomie und ihre Reden gaben keinen Grund zu vermuthen, daß sie etwas Anderes sei, als eine verfolgte, sanfte, vertrauensvolle Frau, und ihre Schönheit, die zum Sprüchwort geworden, war von jener Art, welche von einer eben so vollkommenen Moral unzertrennlich zu sein scheint. Allerdings hatten die letzterduldeten Prüfungen auf ihrem Gesicht einige Linien zurückgelassen, aber „les yeux bleus, doux et parfaitement beaux, et la peau extraordinairement blanche,“ wie Pirot sagt, waren noch da, und diese Attribute, in Verbindung mit ihren andern bezaubernden Eigenschaften, waren mehr

als genug, um manche Sympathieen zu ihren Gunsten zu erwecken.

Tag für Tag erschien Pirot in der Conciergerie mit Tagesanbruch und entfernte sich erst des Nachts, und allmählig fand er zu seiner Freude, daß der stolze Geist der Angeklagten allmählig seiner unablässigen angelegentlichen Aufmerksamkeit nachgab. Ihm war die Aufgabe zugetheilt, ihr den Urtheilsspruch der versammelten Kammer zu verkünden und seiner sanften Zusprache verdankte sie den Gemüthszustand, welcher sie befähigte, die schreckliche Nachricht mit einem gewissen Grade von Heiterkeit anzuhören. Und so verging die Zeit bis zum Vorabend des von dem Gerichtshofe zur Büßung ihrer Verbrechen festgesetzten schrecklichen Tages. Marie fühlte sich nie ruhig, als wenn der gute Pirot bei ihr war, und dieser nahm an seiner Pflegbefohlenen einen so innigen Antheil, daß, obschon seine schüchterne, zurückgezogene Gemüthsart ihn beinahe zu der ihm von der Kammer aufgetragenen Aufgabe unfähig machte, er doch beschloß, die Verurtheilte nicht zu verlassen, bis die letzte Trennung auf dem Greveplatze stattfinden werde, und je mehr die Zeit herannahete, desto enger schloß Marie sich an ihn an, um Trost und Unterstützung zu finden. Sie sah stets mit Vergnügen der Zeit seiner Ankunft entgegen und bedauerte seinen Weggang so innig, als sie früher aus weniger heiligen Beweggründen, als noch andere Personen im Spiele

waren, gethan haben würde, bis der oben angedeutete Zeitpunkt herankam.

Es war also in der Nacht vor der Hinrichtung. Pirot war den Tag über abgehalten worden, in die Conciergerie zu kommen, bei Einbruch der Nacht aber war er wieder im Gefängnisse, denn die Marquise hatte versprochen, einen vollständigen Bericht über alle Ereignisse ihres Lebens abzulegen. Am Morgen, als er nur auf eine Stunde bei ihr gewesen, hatte er sich gefreut, zu finden, daß seine ungekünstelte Einfachheit, seine Frömmigkeit und sein sanftes Wesen Marien theilweise ein umständlicheres Bekenntniß vieler Thaten, die ihr zur Last gelegt wurden, abgelockt und er insoweit mehr bewirkt hatte, als ihre Richter oder die Furcht vor der Tortur. Als er in die Zelle trat, in der sie sich befand, erhob sie sich und empfing ihn mit einer Innigkeit, welche zeigte, wie willkommen seine Gegenwart ihr war, aber sie fuhr zurück, als sie bemerkte, daß der gute, alte Mann bleich und offenbar tief erschüttert war.

„Ihr seid krank, mein Vater," sagte sie; „Ihr seid so gut und widmet mir so mitleidig Eure Zeit, daß ich fürchte, Eure Gesundheit ist angegriffen."

„Das ist es nicht, Madame," sagte er näher tretend, „ich habe aber in der Vorhalle eine Nachricht gehört, die mich tief ergriffen hat. Kennt Ihr das Urtheil, das über Euch gesprochen worden?"

„Der Greffier hat es mir gesagt, aber nicht offiziell," sagte sie. „Ich bin auf Alles gefaßt. Betrachtet mich und fühlt meine Hand — zittert sie?"

Pirot ergriff die ihm dargebotene kleine Hand. Marie verstand jede Muskel zu beherrschen, aber ihre Haut glühte, wie von Fieberhitze.

„Ihr habt gehört, daß man mir diese Hand abhauen wird?" sagte sie.

„So sagt man," entgegnete Pirot mit tiefer, vor Rührung fast erstickter Stimme.

„Es ist das," sagte sie, „blos ein leeres Gerede von den Leuten im Gefängnisse. In dieser Hinsicht könnt Ihr ruhig sein. Ah, seht, da bringt man mir mein Abendbrot. Ihr müßt mir dabei Gesellschaft leisten, es ist ja, wie Ihr wißt, das letzte."

Pirot schaute, indem er ihren ruhigen Worten zuhörte, sie mit unverstelltem Erstaunen an und ehe er noch antworten konnte, hatte ein Wärter einen Präsentirteller hereingebracht und auf den Tisch gesetzt, während Marie den Doctor zu einem der plumpen Sessel führte und dann ihm gegenüber Platz nahm.

Es lag etwas Schreckliches in ihrer Unbefangenheit. Ihr Gesicht hatte fortwährend denselben unergründlichen Ausdruck und zuweilen lächelte sie, aber ein ungewöhnlicher Glanz funkelte in ihren Augen und sie sprach laut und schnell, fast wie eine Person, auf welche genossener Opium seine ersten Wirkungen zu

äußern beginnt. Als sie ihren Platz an dem Tische eingenommen, machte sie die Honneurs bei dem einfachen Mahle, als ob sie an der Spitze einer feinen Gesellschaft in ihrem eigenen Hotel sich befände, sie genoß auch von mehreren Schüsseln. Pirot war aber von seinem Gefühle zu sehr überwältigt, als daß er nur einen Bissen hätte essen können.

„Ihr erlaubt, daß ich auf Eure Gesundheit trinke,“ sagte sie, „es ist dies ein Kompliment, welches Ihr nicht zu erwidern braucht.“ Und mit ihren eignen Händen füllte sie Pirots Glas und fuhr, während er sich gegen sie verneigte, fort: „Morgen ist Fasttag, ich will ihn feiern — wenigstens so viel Stunden, als ich davon noch erleben werde. Und doch habe ich noch viel zu erdulden.“ Dann fügte sie mit veränderter Stimme hinzu: „Ich würde Euch mehr Aufmerksamkeit widmen, mein Vater, und selbst vorlegen, aber Ihr seht, daß man mir weder Messer noch Gabel gestattet.“

Und auf diese sonderbare Weise fuhr sie fort zu schwatzen, bis die Mahlzeit vorüber war, wo sie dann den Wunsch zu erkennen gab, daß Pirot ihre Beichte anhören möchte. Er hatte Schreibmaterialien mit sich und zog dieselben hervor, während sie sagte:

„Ach, leider habe ich so viele Sünden begangen, daß ich eine mündliche Aufzählung derselben nicht für

eine vollständige erklären kann. Aber Ihr sollt Alles wissen."

Dieses Document blieb aus augenfälligen Gründen ein Geheimniß und ist niemals aufgefunden worden. Es waren zur Niederschrift desselben mehr als zwei Stunden nöthig und gerade, als es beendet war, meldete der Schließer, daß ein Frauenzimmer die Marquise zu sprechen wünsche. Es war dies das erste derartige Verlangen, das seit ihrer Verhaftung vorgekommen war, aber sie befahl, die Fremde vorzulassen, während Pirot, auf ihr eigenes Bitten bleibend, sich in eine Ecke des Zimmers zurückzog und still betete. Der Schließer führte darauf ein Frauenzimmer herein, deren Gesicht sorgfältig verschleiert war. Marie trat vor, um sie zu empfangen, als die Eintretende den Schleier zurückschlug und die Züge Louisens Gauthier sichtbar wurden.

Die Marquise prallte einen Schritt zurück, als sie die Fremde erkannte und auf ihrem Gesicht wechselte der Ausdruck schnell und schrecklich.

„Es ist schön von Euch," sagte sie ironisch, „daß Ihr Euch noch diesen letzten Triumph gestattet. Mein Anblick morgen auf den Straßen war noch nicht genug. Ihr mußtet kommen, um Euch auch hier an mir zu weiden."

„Bei Eurer Hoffnung auf den Himmel, sprecht nicht so!" rief Louise innig, auf sie zutretend, „Ihr

irrt Euch, ich komme aus gutem Herzen, wenn Ihr mich sonst annehmen wollt."

„Was wollt Ihr?" fragte Marie, „kann ich Euch glauben?"

„Bei Allem, was heilig ist, Ihr könnt mir glauben!" entgegnete Louise, — „bei dem Andenken Dessen, den wir Beide liebten, im Namen Gaudins von Sainte-Croix — haltet mich nicht für so niedrig!"

Die Marquise schaute das Mädchen eine Minute lang mit prüfendem, forschendem Blicke an. Dann sagte sie, nachdem sie volle Herrschaft wieder über sich gewonnen, kalt:

„Nun, Mademoiselle, sprecht gefälligst weiter."

„In diesem schrecklichen Augenblicke," sagte Louise mit leiser eindringlicher Stimme, „wo Euer Leben zur Vergangenheit gerechnet wird und die Zukunft diesseits des Grabes fast nichts ist, werdet Ihr mich vielleicht anhören und glauben, daß ich in Liebe und Frieden zu Euch gekommen bin. Ich vergesse Alles, was geschehen ist, ich habe blos gedacht, daß Gaudin Euch liebte und obschon — der Himmel weiß das — Ihr mein Herz für immer zermalmtet, als Ihr seine Neigung zu Euch ermuthigtet, bin ich doch in dieser fürchterlichen Stunde gekommen, um Euch aufzusuchen und Euch wissen zu lassen, daß es von Euerm eignen Geschlechte eine Person giebt, welche, um seinetwillen,

jede Wallfahrt oder Pilgerreise thun will, die zur Rettung dienen kann.“

Marie antwortete nicht. Ihr Stolz kämpfte mit ihrem Willen und sie konnte nicht sprechen.

„Ihr habt während Eurer entsetzlichen Kerkerhaft noch mit keinem Weibe gesprochen,“ sagte Louise, „laßt mich daher Eure Vertraute sein, wenn Ihr mir vielleicht etwas anzuvertrauen habt. Bedenket, daß wir uns nie wiedersehen. O Madame, um Eurer selbst willen, wenn Gaudins Liebe Euch etwas galt, geht morgen nicht in Feindschaft gegen eine Person zum Tode, welche, wenn sie Euch je beleidigte, es nicht mit Vorsatz that. Was kann ich für Euch thun?“

Sie sprach die letzten Worte mit so unverkennbarer Innigkeit, daß Mariens beleidigter Stolz nachgab und Pirot in demselben Augenblicke von dem Betschemel aufstand und auf sie zukam. Als Louise ihre Hand ausstreckte, ergriff die Marquise dieselbe und der gute Doctor sah zum ersten Male, seitdem er sie besucht hatte, daß sie weinte. Er führte nun die beiden Frauen auf eine Bank und Marie ertheilte, auf sein Verlangen, Louisen einige Aufträge in Bezug auf ihre Kinder.

Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde und als sie zu Ende war, sah die Marquise ganz angegriffen und erschöpft aus. Sie hatte kaum noch so viel Kraft, um Pirot zu sagen, daß sie ihn gleich bei Tagesanbruch

wieder zu sehen wünsche und fiel dann, unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, zurück gegen die feuchte Mauer des Gefängnisses. Der gute Doctor rief die Weiber herbei, welche sie seit ihrer Gefangennehmung bedient hatten, nahm dann, als er sah, daß sie sich wieder erholte, Abschied und entfernte sich mit Louisen, welche ihn in der Rue de Calandre verließ, um zu ihren Freunden in der Schiffmühle zurückzukehren.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wassertortur. — Exili. — Der Greveplatz.

Der frühe Morgen des schrecklichen Tages kam heran. Mit dem ersten Grauen der Dämmerung war der gute Pirot, seinem Versprechen gemäß, an den Thoren der Conciergerie. Er ward sofort nach Mariens Zelle geleitet und bemerkte hier, daß die Verurtheilte die ganze Nacht nicht zu Bette gegangen war, sondern seit dem Weggange Louisens sich mit Schreiben mehrerer Briefe an einige Glieder ihrer Familie beschäftigt hatte.

Sie stand auf und ging ihm entgegen, als er eintrat und auf ein Zeichen von ihr, entfernte sich die bis dahin bei ihr im Zimmer gewesene Person. Pirot bemerkte, daß ihre Augenlider von der Nachtwache, aber nicht von Thränen geröthet waren, in ihren Augen aber brannte ein Feuer von fast überirdischem Glanze. Auf ihren Wangen befanden sich hektisch rothe Flecken

und ihr ganzer Körper zitterte von der Erregung ihres Nervensystems. Als der Doctor sie mit den gewöhnlichen Worten begrüßte, lächelte sie und entgegnete:

„Ihr vergeßt, guter Vater, daß ich wohl schwerlich die Mitte dieses Tages erleben werde. Noch wenige Stunden — nur noch wenige Stunden. Ich habe oft versucht, mir die Empfindungen eines zum Tode Verurtheilten zu denken und jetzt, da ich schon beinahe auf dem Schaffot stehe, ist es mir, als wäre es blos ein unruhiger Traum."

„Wir wollen nicht diesen kurzen Zwischenraum mit vergeblichen Betrachtungen zubringen," entgegnete Pirot. „Die Beamten des Gefängnisses werden uns bald unterbrechen. Habt Ihr mir nichts anzuvertrauen, bevor sie kommen?"

„Die Beamten werden diese Briefe besorgen, die ich geschrieben habe und sie absenden, nachdem sie sie zuvor gelesen haben," entgegnete Marie, „aber hier ist einer," fuhr sie mit zögernder leiser Stimme fort, „den ich Eurer Besorgung anvertrauen möchte. Er ist an Herrn von Brinvilliers, meinen Gatten; er bezieht sich blos auf ihn und meine Kinder."

Pirot schauete sie an, als sie diese Worte sprach und ihr Gesicht verrieth die heftige Bewegung, welche die Erwähnung ihrer Kinder in ihr hervorrief. Sie kämpfte einige Augenblicke mit ihrem Stolze und brach dann in einen heftigen Thränenstrom aus. Ihr Ge=

fühl war kaum berührt worden, so lange sie blos an ihre zwei kleinen Töchter dachte; in dem Augenblicke aber, wo sie dieselben einer andern Person nannte, war es mit ihrer wunderbaren Selbstbeherrschung aus. Sie stützte sich auf den plumpen Tisch, bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Mantel und weinte laut.

Pirot nahm den Brief aus ihrer Hand und in der Meinung, daß es am besten sei, Mariens Schmerze freien Spielraum zu lassen, las er wie folgt:

„Zum letzten Male, Antoine, und auf dem Punkte stehend, meine Seele in die Hände Gottes zu befehlen, schreibe ich Dir und wünsche Dich meiner Freundschaft zu versichern, welche bis zum letzten Augenblicke meines Lebens dauern wird. Ich bin im Begriff, die schimpfliche Strafe zu leiden, zu der meine Feinde mich verurtheilt haben. Verzeihe ihnen, ich bitte Dich darum, wie ich ihnen verziehen habe und verzeihe auch mir die Schande, welche ich durch meine Handlungen Deinem Namen zugezogen habe. Bedenke, daß wir nur eine kurze Zeit auf Erden sind und daß binnen Kurzem Du selbst Gott Rechenschaft von Deinen Handlungen, selbst von der unbedeutendsten geben mußt, wie ich es binnen wenigen Stunden müssen werde. Belehre und pflege unsere armen Kinder. Madame Marillac und Madame Cousté werden Dich von Allem, was nöthig ist, in Kenntniß setzen. Bete fortwährend für die Ruhe

meiner Seele und glaube, daß ich nur in dem Gedanken an Dich sterbe.

Marie."

Der Priester war kaum mit dem Lesen dieses Briefes fertig, als die Marquise sich aus ihrer Anwandlung von bitterm Schmerz aufraffte, das Gesicht emporrichtete und sich schnell die Augen trocknete.

„Das ist kindisch!" rief sie. „Was werdet Ihr von mir denken? Und doch ist mir's lieber, daß Ihr diese Aufwallung gesehen habt, als wenn es Jemand anders gesehen hätte. Kommt, wir wollen Verzeihung für Die, auf deren Befehl und unter deren Händen ich büßen soll, und die Rettung meiner eigenen Seele erbeten."

Mit diesen Worten öffnete sie ein Andachtsbuch, welches auf der Bank lag und betete lange und innig. Pirot setzte sich neben sie und betete mit ihr und so blieben sie über eine Stunde bei einander, bis ihre Andacht durch die Ankunft des Aufsehers der Conciergerie und einiger Beamten unterbrochen ward, welche kamen, um ihr zu melden, daß der Obergreffier in dem untern Zimmer sie erwarte, um ihr das Urtheil des Gerichtshofes vorzulesen. Sie stand, ohne neue Bewegung zu verrathen, auf, schlug ihren Mantel um sich und verließ, von Pirot begleitet und von mehrern Schließern escortirt, die Zelle.

Sie stiegen einige Stufen hinab und traten dann

in ein niedriges gewölbtes Zimmer, das nur durch einige von der Decke herabhängende Lampen düster erhellt ward. Die Wände waren rauh und feucht und an dem andern Ende des Zimmers befand sich ein altes kaum erkennbares Gemälde, die heilige Familie vorstellend; unter diesem stand ein gewöhnlicher hölzerner Betschemel, wie man sie gewöhnlich in katholischen Kirchen sieht und nahe dabei einige plumpe Stühle und ein Tisch, auf dem sich Schreibematerialien befanden und an welchem drei oder vier Gerichtsbeamte saßen, an deren Seite Pirot nun Platz nahm. Dem Tische gegenüber an der Mauer lag ein niedriger Haufen von Geräthschaften, wie es schien, worüber eine schwarze Decke gelegt war, und nahe dabei auf dem Boden standen einige blecherne und irdene mit Wasser gefüllte Gefäße. Diese hier aufgezählten Gegenstände machten das sämmtliche Mobiliar des Gemaches aus.

Als Marie eintrat, gab einer der Richter dem Schließer ein Zeichen, worauf derselbe einen Sessel für sie an den Tisch stellte und als sie denselben eingenommen, begann das Verhör. Es ward von den Beamten abwechselnd geführt, während Pirot viele Fragen in Vorschlag brachte und die Marquise beantwortete dieselben sämmtlich mit der außerordentlichsten Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, obschon mit einer Vorsicht, welche ihre Inquirenten in Erstaunen setzte. Sie gab zu, gewisse Flüssigkeiten ihrem Vater beigebracht zu haben,

leugnete aber von der Mischung derselben oder den Gegenmitteln Kenntniß gehabt zu haben und erklärte auch auf das Bestimmteste, daß sie keine Mitschuldigen bei dem Verbrechen, das man ihr zur Last lege, habe. Mehr als dies aber konnte man nicht aus ihr herausbringen und obschon der vereinte Scharfsinn ihrer Inquirenten, so gewandt dieselben auch in der Kunst, ein Geständniß herauszulocken, waren, eine langwierige Sitzung hindurch aufgeboten ward, so setzte sie doch jeder Frage eine ausweichende Antwort entgegen und es war unmöglich, von ihr etwas Weiteres zu erfahren.

Nachdem man zu dieser Ueberzeugung gekommen, ward das Verhör endlich geschlossen und einer der Inquirenten gab Befehl, daß der Obergreffier das Urtheil vorlesen solle. Der zuletzt genannte Beamte erhob sich darauf mit der Schrift in der Hand und begann dieselbe in eiligem Tone abzulesen, als ob dies eine Aufgabe wäre, die er so bald als möglich zu beenden wünschte. Das Urtel lautete dahin, daß der versammelte Gerichtshof der Kammern, nachdem er Marien Margarethen d'Aubray, Ehegattin des Marquis von Brinvilliers, der ihr zur Last gelegten Verbrechen schuldig befunden, sie verurtheile, vor dem Hauptthore der Kirche Notre-Dame mit einer zwei Pfund wiegenden Wachskerze in der Hand Buße zu thun und daselbst knieend zu gestehen, daß sie vorsätzlich ihren Vater und ihre Brüder vergiftet habe und Gott um Verzeihung zu bitten; nachdem

sie dorthin barfuß und mit einem Strick um den Hals, auf einem Karren geführt worden, solle sie auf den Greveplatz gebracht und ihr auf einem deshalb errichteten Schaffot der Kopf abgeschlagen, der Körper sodann verbrannt und die Asche in den Wind gestreuet werden, nachdem sie zuvor der peinlichen Frage, sowohl der gewöhnlichen als außergewöhnlichen unterworfen worden. Die Schrift sprach noch ferner von der Confiscation ihres Vermögens, welches theils dem König zufallen, theils zur Bestreitung der Prozeßunkosten mit Einschluß der in Lachaussée's Sache aufgelaufenen, theils zum Lesen von Seelenmessen in der Kapelle der Conciergerie für die Ruhe der Seelen ihrer Schlachtopfer verwendet werden sollte.

Während des Vorlesens dieser Schrift behielt Marie immer noch dieselbe Geistesgegenwart und fragte sogar den Greffier mit ruhiger fester Stimme nach näherer Auskunft über mehrere Punkte. Als der Beamte fertig war, erhoben sich die Gerichtspersonen und es trat ein anderer Mann hervor, dessen Anwesenheit Marie bis jetzt noch nicht bemerkt hatte. Er war lang und bleich und trug einen enganliegenden schwarzen Anzug. An den Stricken, die er in der Hand trug, sah Marie, daß es der Henker war, und dieser war es, dem sie fortan allein angehörte.

Als die Gerichtspersonen das Zimmer verließen, zogen sie die schwarze Decke hinweg, welche die Folter=

geräthschaften bedeckte und die entsetzlichen Werkzeuge wurden nun sichtbar. Pirot flüsterte der Verurtheilten einige Worte der Ermuthigung in's Ohr und folgte dann den Andern, so daß Marie mit dem Henker und dem Greffier allein war, welcher letztere am Tische sitzen blieb, um die Antworten der Gefangenen niederzuschreiben. Marie schaute auf die mit Wasser gefüllten Gefäße, die auf dem Boden standen. Sie wußte schon, von welcher Art die Qual war, die ihr bevorstand, aber der Muth entsank ihr nicht.

„Ihr verlangt doch nicht von mir, daß ich dieses ganze Wasser verschlucken soll, mein Herr?“ sagte sie zu dem Greffier. „Für eine so kleine Person als ich bin, würde es ausreichen, mich darin zu ersäufen.“

Der Beamtete antwortete nicht, sondern warf dem Henker einen bedeutsamen Blick zu. Der Mann trat zu der Marquise und begann ihre Kleider aufzuknüpfen, die er ihr dann eins nach dem andern herunterriß, bis sie nur noch in einem Untergewande dastand. Ihre Glieder waren so weiß wie das feine Linnen, das dieselben kaum verhüllte, aber sie zeigte nicht die mindeste Spur von Furcht. Nochmals fragte sie der Inquirent in Bezug auf ihre Mitschuldigen und nochmals leugnete Marie fest, daß dergleichen vorhanden seien. Alle seine Bemühungen waren vergebens, ebenso wie die der Richter vergebens gewesen waren. Er gab nun Befehl zur Vollstreckung des Urtheils.

Die Wassertortur, wie man sie nannte, war eine der empörendsten Strafen, welche die Barbarei in jener Zeit bei Criminalprozessen anzuwenden gestattete, wiewohl die Marquise beinahe eins der letzten Opfer war, welche dieselbe erdulden mußten. Der Delinquent ward dabei gezwungen, eine ungeheure Menge Wasser, die ihm durch ein Horn in den Mund gezwängt ward, zu verschlucken, der Körper war dabei gleichzeitig in einer sehr qualvollen Stellung an eine Bank befestigt, während die Hände und Füße an in der Mauer befindliche Ringe geschlossen wurden. Bei der „gewöhnlichen Tortur,“ wie man sie nannte, war die Bank zwei Fuß hoch und die Quantität des zu verschluckenden Wassers betrug beinahe zwölf Kannen, bei der „außergewöhnlichen“ ward die erste Bank mit einer drei Fuß hohen vertauscht, während die Hände und Füße noch an den Ringen befestigt blieben und dann noch einmal dieselbe Quantität Wasser, wie die erste, dem Delinquenten eingefüllt ward. Im Fall der Gefangene hartnäckig war und sich weigerte, den Mund zu öffnen, hielt ihm der Henker die Nase zu, bis der Unglückliche genöthigt war, die Lippen zu öffnen, um Athem zu holen, was sogleich benutzt ward, um das spitze Ende des Horns ihm zwischen die Zähne zu setzen. Die Folge dieses barbarischen Gebrauchs war, daß die Brust durch die ungeheure Wassermasse furchtbar auf-

getrieben und von einem Schmerze gefoltert ward, den nur sehr Wenige zu ertragen im Stande waren.

Der Henker trat wieder zu Marien, führte sie zu der Bank und befestigte ihre Füße an die Ringe am Fußboden. Dann bog er ihr den Körper mit brutaler Gewalt zurück und band ihr die Handgelenke scharf an die in die Wand eingesetzten Klammern an. Endlich befestigte er den Saum ihres Gewandes mit einem Bande rund um ihre Kniee und meldete nun, daß Alles zur Tortur bereit sei.

Der Greffier gab den Befehl und die schreckliche Operation begann in dumpfem Schweigen, das nur dann und wann durch einen Laut von Marien, als ein Maß der Flüssigkeit nach dem andern verschwand, unterbrochen ward. Aber sie sprach kein Wort. Ein leises Wimmern war die einzige Antwort auf die Fragen des Inquirenten und sie wies alle seine eindringlichen Aufforderungen, Alles zu gestehen, was sie wisse, mit heftigem Kopfschütteln zurück.

Die Grenzen der gewöhnlichen Tortur waren nun erreicht, ohne daß ein Geständniß von Seiten der Delinquentin erfolgt wäre und der Henker hielt ein, bis er neuen Befehl von dem Greffier erhielt, zu dem zweiten Stadium der Frage überzugehen. Die Bank, auf welche Marie gebunden war, ward weggenommen und eine andere, mehr als einen Fuß höhere dafür untergeschoben, ohne daß Hände und Füße etwas lockerer ge-

lassen worden wären, so daß jetzt das Blut an den Stellen hervordrang, wo die Stricke in das Fleisch einschnitten. Immer noch entfuhr ihren Lippen kein Schrei, mit übermenschlicher Standhaftigkeit erduldete sie die Fortsetzung der schrecklichen Qual und verrieth kaum ein Zeichen des Lebens mit Ausnahme eines Zitterns der Glieder und dann und wann einer gewaltsamen Zusammenziehung der Muskeln, wenn sie sich so weit als die Stricke es zuließen, auf der Bank etwas herumdrehte. Endlich rief sie mit einer Heftigkeit, daß selbst die anwesenden Officianten zusammenfuhren: „Mein Gott, mein Gott! man hat mich getödtet!“ Und darauf folgte ein durchbohrender Schmerzensruf und dann war Alles still.

Der Greffier stand von seinem Sitze auf und fragte sie nochmals in Bezug auf ihre Mitschuldigen. Sie gab aber keine Antwort und auch nicht das mindeste Zeichen von Bewußtsein, worauf er aus Furcht, daß die Sache am Ende zu weit getrieben worden, Befehl gab, die Delinquentin loszubinden. Der Henker gehorchte, rief dann seine Leute herbei und trug mit deren Hilfe die unglückliche Frau in das anstoßende Zimmer, wo man sie vor einem, in einem großen Kamin hellprasselnden Feuer, auf eine Matratze niederlegte.

Es dauerte einige Zeit, ehe ihre Besinnung zurückkehrte. Als sie wieder zu sich kam, fand sie, daß der gute Pirot ihr den Kopf stützte, während der Greffier mit den

Gerichtspersonen über die weitere Procedur sprach. Sie verließen bald, nachdem sie wieder zu sich gekommen, das Zimmer und die Delinquentin blieb allein mit dem Doktor, welcher seinen Mantel um ihren nur dünn bekleideten und vor Frost schauernden Körper geworfen hatte und jetzt blos wartete, bis sie sich hinreichend wieder erholt haben würde, um mit ihr die letzten Pflichten der Religion zu vollziehen.

Endlich führte er sie zu einem Betschemel und betete hier mit ihr, bis das kalte graue Licht des Morgens, vor dem die rothe Gluth des Feuers erblich, sich durch die kleinen schwervergitterten Fenster des Gemachs stahl. Und mit demselben zugleich stellte sich etwas ein, was von schrecklicher Bedeutung war — das leise Murmeln der schon innerhalb der Thore und in der Cour des Miracles versammelten Menge — das hörbare Hin- und Hermarschiren der königlichen Garde, welche die Straßen von dem Gerichtspalaste bis zur Kirche Notre-Dame und von da bis zum Greveplatz besetzten — und eine ungewohnte Regsamkeit in der Conciergerie, als die Freunde der Officiere und anderer Beamten, die sich den Zutritt in das Gefängniß verschafft hatten, hereinkamen. Nicht ein Ton entging Mariens Ohren, obschon Pirot sich bemühte, das entfernte Gesumme einigermaßen durch die eigene Stimme zu übertäuben. Jeder Nerv schien an ihr zu erhöhter Thätigkeit angespannt zu sein und die Reaction

jener schrecklichen Aufregung hatte das Blut zurück auf die Oberfläche der Haut gebracht. Ihre Augen loderten wieder von fieberhaftem Glanze, ihre Wange war geröthet und ein fortwährendes schnelles Schaudern hielt jeden Muskel in krankhafter Thätigkeit.

Ihr Gebet ward blos durch die Ankunft derselben Gerichtspersonen unterbrochen, die sie vorher verlassen hatten, und welchen der Henker mit seinen Gehilfen folgte, und die Marquise wußte nun, daß die schreckliche Stunde da sei. Ohne ein Wort zu sprechen, hielt sie jetzt ihre blutrünstigen und geschwollenen Handgelenke dem Henker hin und kein Laut des Schmerzes entfuhr ihren Lippen, als er sie rücksichtslos zusammenband. Der Mantel, den Pirot ihr geliehen hatte, ward auf die Seite geworfen, und sie bat, da sie sah, daß ihr Busen dadurch entblößt ward, den Henker, daß er ihr die Aufschläge ihres Kleides mit einer Nadel zusammenstecken möge. Er warf ihr jedoch eine breite Schärpe über die Schultern und ein Theil derselben bildete eine Kapuze, welche sie so gut, als ihre gefesselten Hände es erlaubten, über das Gesicht herabzog. Nachdem alle Vorbereitungen so weit getroffen waren, verließ sie die Kapelle, während die Offizianten des Gefängnisses voranschritten oder hinter ihr folgten.

Außerhalb des Pförtchens hatten sich einige Leute in dem Hofe versammelt. Als sie aus dem Gebäude heraustrat, drängte sich ein Mann ungestüm aus dem

Haufen der Zuschauer hervor und kam dicht an die Delinquentin heran, indem er ihr zugleich ein zusammengefaltetes Papier beinahe in's Gesicht warf. Pirot ließ es sich auf Mariens Verlangen geben und fragte was es sei.

„Eine Rechnung über Geld," sagte der Mann, „das ich für einen Wagen und ein Pferd zu fordern habe, die mir Beide auf der Straße von La Villette nach Le Bourget zu Grunde gerichtet worden sind."

„Ich weiß nicht, was er meint," sagte Marie.

„Ihr wißt's schon, Ihr wißt's schon, Madame," antwortete der Zudringliche. „Der Wagen war in Euerm Hotel in der Rue St. Paul eingestellt, als Ihr nach Lüttich flohet."

„Das wird ein ander Mal abgemacht werden," bemerkte Pirot.

„Das wird ein andermal nicht abgemacht werden!" antwortete der Mann. „Wo soll ich denn meine Bezahlung herbekommen, wenn Madame in fünf Minuten schon hingerichtet sein wird?"

Während er noch so sprach, ward er mit Gewalt von einem der Umstehenden hinweggestoßen. Marie blickte auf, um zu sehen, wer sich eingemischt und ihre Augen begegneten denen von Philipp Glazer. Mit gefalteten Händen stand er da und schauete sie mit dem Blicke des innigsten Schmerzes an. Selbst in dem Schrecken des Augenblicks bemerkte Marie, daß er die Spange,

die sie ihm in Compiègne gab, an seinem Hut befestigt hatte. Sie neigte zum Zeichen der Erkennung leicht das Haupt und ging dann weiter. Philipp sah sie nie wieder.

Es ging nun weiter durch die Höfe der Conciergerie und Pirot verkündete der Unglücklichen fortwährend die Tröstungen der Religion, bis man in die Vorhalle des Gefängnisses kam. Hier hielt der Zug, und der Henker trat nun mit einem langen weißen, über seinem Arm hängenden Gewande an die Delinquentin heran. Hier sollte die gräßliche Toilette des Schaffots gemacht werden. Eben war sie im Begriff, diese Operation mit sich vornehmen zu lassen, als eine Thür an der andern Seite der Halle geöffnet ward und eine Masse Personen — so Viele, daß sie beinahe das Gemach füllten — begierig eintrat. Es waren größtentheils Damen — Frauen von hohem Range, in deren Gesellschaft die Marquise früher häufig gewesen war. Unter ihnen befanden sich die Comtesse de Soissons und Mademoiselle de Scudery.

Der Schreck, den Marie bei diesem unerwarteten Anblicke empfand, war so groß, daß sie umgesunken wäre, wenn Pirot sie nicht gehalten hätte. Währenddem band ihr der Henker nochmals die Hände los und zog das lange weiße Gewand über das, welches sie bereits trug, zog es am Halse dicht zusammen und

knüpfte anstatt des Gürtels einen starken Strick um ihre Taille.

„Sie hat einen niedlichen Fuß,“ flüsterte die Gräfin von Soissons dem Herrn von Roquelaure zu, indem sie Mariens kleinen nackten, von dem Gewande nicht bedeckten Fuß betrachtete, der zitternd auf dem feuchten Pflaster der Halle ruhete.

„Ihr behauptetet früher immer, sie zöge zu kleine Schuhe an, wenn wir in Versailles diesen kleinen Fuß bewunderten,“ entgegnete der Andere, „o über die Eitelkeit der Weiber!“

„Ihr habt selbst von ihr zu erdulden gehabt, mein Herr, wenn sie Euch den Tanz abschlug,“ entgegnete die Gräfin, „sie hielt Euch dem flotten Sainte-Croix nicht gleich.“

„Und doch blendete er und ging aus wie eine Rakete,“ sagte Roquelaure. „Ich hoffe, daß dies mein Schicksal nicht sein wird.“

Er lächelte gezwungen, als er dies sagte. Marie hörte dieses gefühllose Gespräch und warf den Sprechenden einen vernichtenden Blick der Verachtung zu. Sie zogen sich beschämt zurück und verloren sich unter der Menge.

„Um Gottes willen, guter Vater,“ sagte sie, „tröstet mich. Liegt nicht etwas Schreckliches und Unnatürliches in der barbarischen Grausamkeit dieser Leute?“

„Madame,“ entgegnete Pirot, in dessen Augen die Thränen standen, „betrachtet diese Neugierde mehr als eine Euch auferlegte Buße, denn als einen Wunsch von Seiten dieser leichtsinnigen Menschen, Euch noch mehr Schmerzen zu verursachen. Stützt Euch auf mich, ich will Euch so lange beistehen, als meine Kräfte es erlauben und das Gesetz es gestattet.“

Als er noch sprach, trat der Henker abermals heran und brachte eine schwere brennende Kerze, welche er ihr in Gemäßheit des Urtheilspruchs in die Hände gab; aber ihre mit Blut unterlaufenen und geschwollenen Finger vermochten sie nicht zu halten und die Kerze würde auf den Boden gefallen sein, wenn Pirot sie nicht selbst ergriffen hätte, während Marie sich auf seinen Arm lehnte. Der Greffier las dann das Urtheil zum zweiten Male vor und der traurige Zug bewegte sich weiter nach dem Punkte, der sowohl Pirots Standhaftigkeit als die der Marquise auf die härteste Probe stellen mußte — dem Thore der Halle, welches hinaus in die Straße vor dem Gerichtspalast führte und welche so weit als das Auge reichen konnte, in jener Richtung hin von einer ungeheuern harrenden Menschenmasse erfüllt war.

Als die Gefängnißbeamten mit ihren Stäben heraus und auf die Treppe traten, gerieth die Menschenmasse in lebhafte Bewegung und der Tumult wuchs; in dem Augenblicke aber, wo Marie erschien, die

in ihrem weißen Gewande und durch die angezündete Fackel sogleich erkennbar war, brach die ganze Menge wie auf Commando, in ein lautes wildes Gebrüll aus, was von den Zuschauern, die vom Palaste aus nicht einmal sichtbar waren, fortgepflanzt ward und die anstoßenden Quais und Plätze entlang hallte, bis ganz Paris mit einer einzigen Stimme zu sprechen und sich über die entsetzliche Ceremonie, die nun stattfinden sollte, zu freuen schien. Marie prallte zurück, als ob der wilde Aufruhr sie mit materieller Kraft berührte, aber der Ausdruck ihrer Züge war nicht der, den Pirot erwartet hatte. Sie war nicht erschreckt, im Gegentheil schien jetzt der Dämon wieder in ihrer Seele zu herrschen. Jede Linie ihres Gesichts verrieth die äußerste Wuth, ihre Stirn zog sich zusammen, ihre Augen schienen vor Zorn zu funkeln, sie biß sich mit den Zähnen in die Unterlippe und faßte Pirots Arm wie mit stählerner Faust.

„Sprecht jetzt nicht mit mir, mein Freund,“ sagte sie zu ihm, als er, ihre Aufregung bemerkend, ihr innige Worte des Trostes zusprechen wollte, „das ist entsetzlich!“

Sie blieb einige Minuten wie an den Boden gewurzelt stehen, schauete hin auf das wogende Meer von Köpfen und schien nicht im Stande zu sein, sich weiter zu bewegen. Aller Augen waren auf sie geheftet, denn ihre jetzt hervortretende dämonische Schönheit bestrickte

Alle, die in ihrer Nähe standen und keinen mehr, als den großen Maler Lebrun, der auf den Stufen des Palastes stand. Dem Eindrucke, den sie in diesem furchtbaren Augenblicke auf ihn machte und der ihn noch lange nachher verfolgte, verdanken wir das schöne Gemälde im Louvre.

Es vergingen einige Minuten, dann zog Pirot, den Befehlen der Beamten zufolge, Marien nach den Stufen, wobei ihm der Henker auf der andern Seite beistand. Die berittenen Schützen machten nun mit Mühe einen freien Platz und mußten, um diesen herzustellen, die sich dicht um den Eingang des Hofes drängenden Menschen fast über den Haufen reiten. In der Mitte des auf diese Weise geöffneten Halbzirkels erblickte man nun einen kleinen Karren mit einem elenden davor gespannten Pferde. Der Wagen hatte keine Plane; auch befanden sich keine Sitze darin, sondern blos etwas Stroh. Die hintere Wand des Karrens ward nun um und mit dem einen Ende auf die Stufen gelegt, so daß eine Art kleine Brücke entstand, über welche Marie eilig hinschritt und sich in der vorderen Ecke des Wagens zusammenduckte, indem sie das Gesicht von dem größern Theile der Volksmenge abwendete. Dann stieg Pirot ein und stellte sich neben sie und dann folgte der Henker, der das Bret wieder in Ordnung brachte und sich auf den Rand desselben setzte, während einer seiner Gehilfen vorn aufkletterte und der

andere neben dem Pferde herging, um es durch die schmale Gasse, welche die Schützen mit Mühe durch die Menschenmenge bahnten, hindurch zu lenken.

So unbedeutend auch die Entfernung war, so dauerte es doch ziemlich lange, ehe man von dem Justizpalaste nach dem Parvis Notre-Dame gelangte. Die Rue de Calandre war ganz von Menschen vollgestopft und nur nachdem die Volksmasse rechts und links in der Rue aux Fèves*) zurückgedrängt worden war, gewann man hinreichend Raum, um den Karren hindurchzuführen, und wenn er Halt machte, was fast jede Minute der Fall war, so kam der Pöbel, welcher dieses verrufene Viertel der Stadt bewohnt, dicht an das Fuhrwerk heran, indem er zwischen den Pferden der dasselbe umgebenden Reiter hindurchschlüpfte und Marien mit den rohesten Flüchen und Verwünschungen überhäufte. Sie verrieth aber niemals durch das mindeste Zeichen, daß sie dies höre, sondern hielt ihre Augen fest auf das Crucifix geheftet, welches Pirot ihr vorhielt, bis der Karren über den Platz fuhr und endlich vor der Thüre Notre-Dame anhielt.

Hier ward der Delinquentin befohlen, abzusteigen

*) Die jetzt noch bestehende Rue aux Fèves ist in neuerer Zeit abermals dadurch in Ruf gekommen, daß Eugen Sue in seinen Geheimnissen von Paris in dieselbe das tapis franc zum weißen Kaninchen verlegt hat.

und als sie auf den Stufen vor dem Thore erschien, brach die Menge in ein abermaliges, noch entsetzlicheres Gebrüll aus, denn der Platz war sehr groß, und jede Position, auf der ein Mensch sich halten konnte, war bis auf den Gipfel der Dächer von Neugierigen besetzt. Derselbe Fall war es mit den Thürmen und Gängen der Kirche, sowie auch mit dem Innern derselben, denn alle Thüren standen offen und die Heiligkeit des Ortes ward so weit vergessen, daß Die, welche sich im Innern der Kirche befqnden, ebenfalls in die taüsendstimmigen Flüche und Verwünschungen mit einstimmten. Das betäubendste Hohn- und Rachegeschrei kam aber aus dem Hotel Dieu, wo sich die Studenten versammelt hatten, um die unglückliche Verbrecherin zu insultiren. Der Haß dieser jungen Leute war um so größer, als sie die Marquise im Hospital gekannt hatten und Alle durch ihre Heuchelei getäuscht worden waren, während die letzten Verhandlungen des Prozesses die würgende Hand enthüllt hatten, welche unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit den Kranken Gift beigebracht und das Leichenhaus mit schuldlosen Opfern gefüllt hatte.

Die Kirchenbuße war das Werk weniger Minuten. Die Schrift, welche ein einfaches Bekenntniß der begangenen Verbrechen enthielt, ward der Marquise vom Henker eingehändigt und sie las es mit fester Stimme und seltsamem Nachdruck, obschon der Tumult des Volks nur den Zunächststehenden etwas davon zu hören

erlaubte. Sobald sie damit fertig war, ward die Fackel, die sie trug, ausgelöscht, die Henker bestiegen mit Pirot und Marien wieder den Karren und der Zug bewegte sich weiter nach dem fürchterlichen Greveplatze und die Menge drängte und schob wüthend hinterdrein.

Man nahte sich dem Fuße der Notre=Dame=Brücke, als Pirot eine plötzliche Veränderung auf Mariens Gesichte wahrnahm. Ihre Züge, welche ungeachtet aller Insulten und Verwünschungen des Volks beinahe den Ausdruck der stillen Ergebung angenommen hatten, verzerrten sich auf einmal krampfhaft und ihre ganze Aufmerksamkeit war in einem Augenblicke von den dringenden Ermahnungen ihres treuen Begleiters abgezogen, er sah, daß ein gewaltsamer Umsturz ihrer Empfindungen stattgefunden hatte und beschwor sie, ihm die Ursache ihrer Aufregung mitzutheilen.

„Sehet Ihr diesen Mann?“ fragte sie ihn eilig und fast athemlos, die Brücke entlang deutend. „Ich hatte gehofft, daß mir diese letzte Prüfung erspart werden würde.“

Pirot sah nach der angedeuteten Richtung hin. Ein berittener Gefreiter kam über die Brücke herüber und ihnen gleichsam entgegen an der Abtheilung Schützen, welche einige zu Fuße gehende Personen umringt hielten. Die beiden Escorten näherten sich einander mit Mühe, bis sie am Fuße des Pont Notre=Dame zusammentrafen.

„Es ist eine Abtheilung der Wache, welche von dem Hotel de Ville sich mit einem Gefangenen nach der Conciergerie begiebt," sagte Pirot. „Achtet nicht darauf, Madame. Bedenkt, daß nur noch wenige Minuten Euch übrig sind, um zu beten und zu bereuen."

„Ich kann nicht beten," antwortete sie wild. „Diesem Manne verdanke ich mein ganzes Unglück. Er hetzte mich nach Lüttich und überlieferte mich durch einen niedrigen Betrug den Händen der Justiz. Es ist Desgrais!"

„Wendet Eure Augen von ihm ab, Madame!" sagte Pirot, „und gebt in diesem Augenblicke nicht solchen Gefühlen Raum. Er handelte nach seiner Instruction und ist ein rechtschaffener Mann."

„Er lockte mich in die Falle, wie man ein Raubthier lockt," entgegnete Marie bitter, „und mein letzter Fluch —"

„Madame, Madame!" rief Pirot, als Marie sich in dem Wagen erhob und nach dem Gefreiten blickte, „bringt Eure Seele nicht durch solchen unzeitigen Zorn in Gefahr! Wenn Ihr Eure Hoffnung auf die ewige Seligkeit setzt, so hört mich an."

Er zog sie wieder nieder und begann innig zu beten, um ihre Aufmerksamkeit von dem Gefreiten abzulenken, aber sie war jetzt nicht mehr Herrin ihrer Gefühle; der Anblick Desgrais' schien ein Feuer in ihr angezündet zu haben, und sie fuhr fort, nach ihm hin-

zublicken, obschon ohne ein Wort zu sprechen, als ob die ohnmächtige Wuth ihr die Sprache geraubt hätte.

Bald aber ward die Aufmerksamkeit Mariens und ihres Begleiters, so wie auch die aufgeregte Stimmung der Menge einem anderen Gegenstande zugewendet. — Die Escorte, welche Desgrais anführte, war an der Seite des Karrens angekommen, und theils wegen des Andrangs der Menschen, theils wegen der geringen Breite der Straße hielt das Fuhrwerk, in welchem die Marquise sich befand, um die Anderen vorbeizulassen, welche, wie Pirot bemerkt hatte, einen Gefangenen nach dem Justizpalaste brachten. Marie hatte ihr Auge fest auf den Gefreiten geheftet, seitdem sie ihn zuerst erblickt, plötzlich aber rief sie eine Stimme im Tone greller Vertraulichkeit beim Namen. Sie sah sich schnell um und bemerkte Exili, von einer Abtheilung der Wache umringt, neben dem Karren.

„Marquise von Brinvilliers!" rief er, „wir treffen uns wieder und das Wiedersehen ist ein Triumph für mich. Mörderin Gaudins von Sainte-Croix — meines Sohnes — an Seele und Körper — Ihr werdet diese Welt verlassen, während Euch mein Anathema noch in den Ohren hallt. Seit verflucht!"

„Vorwärts!" rief Desgrais, indem er sich mit dem Pferde zwischen Exili und den Karren drängte und im Vorbeireiten die Marquise berührte, welche schaudernd vor ihm zurückfuhr.

Die Volksmenge hatte sich so dicht um die Escorte herangedrängt, daß jetzt keine von beiden vorwärts konnte. Die Verzögerung war für Marien entsetzlich, und der Schrecken des Augenblicks ward durch die Flüche und schrecklichen Begrüßungen des Volkes, welches zum Theil dicht an den Karren kam, auf's Höchste gesteigert.

„Hoho, ein köstliches Wiedersehen!“ rief ein auf der Brücke stehender Kerl, indem er vor Freuden in die Hände klatschte. „Zwei Giftmischer auf einmal, Madame von Brinvilliers und der Arzt Exili. Wie Schade, daß sie sich auf ihrer Abreise aus der Welt nicht Gesellschaft leisten können!“

„Nieder mit dem Italiener!“ schrie ein Anderer aus einem Fenster heraus.

Die ganze Volksmasse drängte nun nach dem Punkte, wo Exili bei den Worten des letzten Sprechers stand, und schob die Wache mit überlegener Macht gegen die Häuser.

„Nieder mit dem Italiener!“ schrie der Kerl wieder, der zuerst gerufen hatte.

„Henkt ihn an Meister Cluet's Zeichen!“ rief ein Anderer. „Wer weiß, ob er mit der La Voisin zusammen nicht Herrn de la Reynie behext und sich am Ende noch loslügt!“

„Werft ihn in den Fluß!“ schrie ein Dritter, „und bindet ihn mit der Marquise an den Hälsen zusammen.“

Es ward nun furchtbar nach dem Karren zu gedrängt; Marie fuhr zusammen und klammerte sich, so gut als es ihre gefesselten Arme gestatteten, an Pirot, während Desgrais, sich vordrängend, einen schweren Karabiner auf den Kerl anschlug, der so eben gesprochen.

„Nieder mit dem Gefreiten!“ schrieen mehrere Stimmen, „er will das Volk ermorden!“

„Laßt ihn gehen!“ rief der Mann an dem Fenster, „er schützt sie blos, damit sie uns auf dem Greveplatze desto mehr Spaß mache, aber den Italiener haltet fest.“ —

Es geschah wieder ein frischer Andrang, gegen den die Wachen nichts ausrichten konnten, da sie nicht im Stande waren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wozu noch die Verwirrung kam, die durch das Bäumen und Ausschlagen mehrerer Pferde entstand. Mit dem Vorsatz, einige Worte zu dem Pöbel zu sprechen, gelang es Exili, auf einen runden Steinblock zu steigen, der vor einem der Häuser sich befand, und wie viele andere den Zweck hatte, den Fußgängern Schutz gegen die Räder der verschiedenen Fuhrwerke zu gewähren. — Kaum war aber der Italiener hinaufgestiegen, selbst ehe noch die Wache seine Absicht merkte, als Einer aus der Menge ihm einen schweren hölzernen Schuh mit ungeheuerer Wucht an den Kopf warf. Er traf ihn in's Gesicht, welches augenblicklich über und über mit Blut bedeckt ward. Von dem Schlage betäubt, stürzte

der Arzt vorwärts, und die Menge, gleich wilden Thieren durch den Anblick des Blutes zur Wuth gereizt, durchbrach den Kreis, den die königliche Wache zu schließen sich vergebens bemühte, und riß den Unglücklichen empor. Es begann nun ein wüthender Kampf zwischen dem Volke und den Schützen, aber die Ungleichheit der Zahlen war zu groß. Die Soldaten wurden schon durch den Andrang der Masse zurückgetrieben wie Kinder, und die Rädelsführer des Pöbels schleppten den schon fast bewußtlosen Exili mit zerrissenen Gliedern und von Blut überströmt nach dem Geländer der Brücke.

„In den Fluß! in den Fluß!“ riefen hundert Stimmen. „Fort mit dem Giftmischer! Tod dem Zauberer!“

„Er kann schwimmen wie ein Fisch!“ sagte der Kerl am Fenster. „Ich weiß es noch, als er bei der Schiffmühle gefangen ward.“

„Das wollen wir ihm schon verbieten!“ schrie ein Anderer. „Wir wollen einmal das Gesetz selbst vollstrecken. Mein Bruder bei der königlichen Wache ward vorige Nacht vergiftet. Nun seht zu, ob er schwimmen wird!“

Mit diesen Worten hob er ein Fleischerbeil hoch empor, und im nächsten Augenblicke fiel es auf den Kopf des unglücklichen Italieners herab, den es sogleich

von einander spaltete. Ein fürchterliches Triumphgeschrei erscholl, als der Körper von einem Dutzend starker Arme hoch empor gehoben und mit wilder Kraft über die Brücke hinunter in den schäumenden Fluß geschleudert ward. Dies war das schreckliche Ende des Arztes.

Während dieses blutigen, rasch vor sich gehenden Auftrittes benutzte Desgrais das Drängen der Menge nach einer anderen Richtung hin, um vor den Karren zu reiten und der Escorte der Marquise wo möglich Bahn zu brechen, weil er glaubte, daß nun auch diese Delinquentin der Wuth des Volkes zum Opfer fallen werde. Gleich aber nachdem man von der Brücke auf den an den Port au Foin stoßenden Quai kam, fand er den Weg von den Truppen bereits gesäubert, welche zu beiden Seiten der Straße ein Spalier bildeten, und schon seit dem frühen Morgen hier aufgestellt gewesen waren. Außerhalb des Spaliers war die Volksmenge aber immer noch sehr groß, obschon Marie jetzt, da die Gefahr, die ihr nur eine Minute vorher gedroht hatte, abgewendet war, nicht weiter darauf achtete, sondern ihre Augen fest auf das Crucifix heftete, welches Pirot ihr während des ganzen Auftritts vorhielt, bis der Zug von dem Port in den Greveplatz einbog.

Der Anblick, der sich hier darbot, war allerdings hinreichend, um Mariens Aufmerksamkeit von den Ermahnungen ihres Begleiters abzulenken. Der ganze

Platz war mit Zuschauern angefüllt, und die Truppen hielten nur einen kleinen freien Raum in der unmittelbaren Nähe des Schaffots bedeckt, welches sich in der Mitte etwa zehn Fuß hoch über dem Boden erhob. — Weit den Quai und die Straßen entlang, welche die Aussicht auf den Greveplatz hatten, wogte ein Meer von Köpfen. Alle Dächer saßen voll Neugieriger, die wie Bienen um die Dachfenster und Schornsteine, und auf den Vorsprüngen über den Gräben schwärmten, und jedes Fenster im Hotel de Ville zählte sein Dutzend Zuschauer.

Pirot hatte einen schrecklichen Ausbruch von Verwünschungen gefürchtet, als der Zug hier anlangte, und besorgte auch, daß der Marquise gänzlich der Muth entsinken würde, wenn sie das Schaffot zu Gesicht bekäme. Aber in beiderlei Hinsicht hatte er sich geirrt. Als der Karren näher kam, trat nach dem ersten Gemurmel der Erkennung eine Todtenstille ein, und bald hörte man unter der ungeheuren Masse von vielen Tausenden keinen Laut, als die Glocke der Tour d'Horloge, welche in kurzen Zwischenräumen dumpf läutete. Marie selbst verrieth nur wenig Bewegung. Ein schneller Schauer lief über ihren Körper, als sie die Anstalten zu ihrer Hinrichtung zuerst erblickte, dann richtete sie ihre Augen zuerst auf Pirot und behielt diese Richtung, bis der Henkersknecht das Pferd an den Fuß des Schaffots führte.

In diesem fürchterlichen Augenblicke nahte Drouet dem Karren, nahm seinen Hut ab, was in solchen Augenblicken mehr Ironie als Höflichkeit genannt werden konnte, und sagte:

„Madame, ich habe Befehl, Euch zu melden, daß, wenn Ihr Erklärungen abzugeben habt, die Richter bereit sind, sie im Hotel de Ville entgegen zu nehmen.“ —

„Mein Herr,“ entgegnete die Marquise, „wie oft soll ich Euch noch sagen, daß Ihr Alles wißt. Um des Himmels Barmherzigkeit willen, belästigt mich nicht weiter, ich habe Alles gestanden.“

Drouet lenkte sein Pferd herum und ritt nach dem Schaffot, um einige Worte mit den in der Nähe desselben stehenden Offizianten zu wechseln, und in demselben Augenblicke stieg der Henker von dem Karren herab und ging mit seinen Gehilfen die Stufen des Schaffots hinauf.

„Verlaßt Ihr mich nur nicht!“ keuchte Marie, indem sie Pirots Hand ergriff, „bleibt bei mir auf dem Blutgerüste, selbst wenn Er kommt. Es wird bald vorüber sein.“

„Ich werde Euch,“ sagte Pirot, „nicht verlassen, als bis Ihr nicht mehr seid.“

„Halt!“ rief Marie, „noch ein Wort. Ich kann Euch vielleicht nicht wieder sprechen. Laßt mich Euch

sagen, wie dankbar ich Euch für Eure Güte während dieser ganzen schrecklichen Zeit bin. Sie sind fertig — bleibt neben mir, und wenn wir auf dem Schaffot sind, so betet in dem Augenblicke meines Todes ein De profundis. Ihr versprecht mir das?“

Pirot neigte den Kopf und drückte zum Zeichen der Versicherung ihr die Hand. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Sein ganzer Körper erbebte krampfhaft, und er bildete einen seltsamen Gegensatz zu der wunderbaren Ruhe seiner Begleiterin.

Der Henker kam von dem Schaffot herab und half der Marquise beim Heraussteigen, während Pirot ebenfalls ausstieg, und sie ging mit ihm schnell die Treppe hinauf, als ob sie begierig wäre, die Sache zum Schluß zu bringen. Als sie oben auf das Gerüst kam, schien ihre Schönheit offenbar großen Eindruck auf die Menge zu machen. Einer wendete sich zum Anderen, und es entstand ein augenblickliches Gemurmel, welches aber bald wieder einer Todtenstille Platz machte, so daß man deutlich die Stimmen des Henkers und Pirots hören konnte. Marie warf sich hierauf auf die Kniee nieder, um die zweite schreckliche Toilette mit sich vornehmen zu lassen. Der Knecht des Henkers schnitt ihr das schöne Haar ab und warf die langen Locken gleichgiltig auf das Schaffot, dann stülpte er den Kragen

ihres Kleides zurück, so daß Nacken und Schultern entblößt wurden. Nachdem er ihr hierauf noch die Augen mit einem kleinen Tuche verbunden, entfernte er sich. —

Die Sonne schien hell und ihre Strahlen fielen in diesem Augenblicke auf die blitzende Klinge eines langen Schwertes, welches der Scharfrichter bisher unter seinem Gewande verborgen gehalten hatte. Pirot sah es, und der Muth entsank ihm, so daß er nicht mehr sprechen konnte und Marie, an deren Seite er kniete, ihn fragte, weshalb er nicht mehr bete. Plötzlich aber schien es ihr einzufallen, was die Ursache sei, und sie rief:

„Heilige Jungfrau, bitte für mich und vergieb mir. Ich lasse meinen Körper, der blos Staub ist, der Erde. Nimm du meinen Geist auf!“

Der Scharfrichter trat heran und der gute Pirot schloß die Augen, während er selbst halb todt mit gebrochenen und zitternden Worten das De profundis begann. —

Nach wenigen Sekunden aber ward er wieder durch das Geräusch eines neben ihm fallenden dumpfen schweren Hiebes und einen seltsamen plötzlichen Ton von der versammelten Menschenmenge unterbrochen. Es war kein Allarm- und kein Triumphgeschrei, sondern ein schnelles, schrecklich hörbares Aufathmen, beinahe wie

ein Schlucken. In dem nächsten Augenblicke fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er fuhr zusammen und schaute sich mühsam um, und sah den Henker hinter sich stehen.

„Es ging gut, Herr,“ sagte der Mann, „und ich hoffe, daß die Frau Marquise mir eine Kleinigkeit hinterlassen hat, denn ich verdiene es.“

Beinahe mechanisch der Richtung folgend, welche der Finger des Mannes ihm andeutete, fielen Pirots Augen auf ein entsetzliches Haupt, das in einem Bluttümpel schwamm. Er sah nichts weiter, sondern fiel bewußtlos zu Boden.

Dies ward in der schrecklichen Aufregung des Augenblickes kaum beachtet. Der Nachrichter nahm ruhig eine Flasche aus seiner Tasche und that einen tüchtigen Zug, und gleichzeitig erhob sich von dem hinteren Theile des Schaffots eine Rauchwolke. Er hob das abgeschlagene Haupt empor, riß das blutige Tuch herab und zeigte es dem Volke, dann hob er den Rumpf empor wie einen Sack, und warf Beides auf den Haufen Reisbündel, die sein Gehilfe eben angezündet hatte.

Das Holz war trocken, und die Flammen wurden noch mehr durch den harzigen eingesprengten Stoff genährt, und in zwanzig Minuten war nur noch etwas Asche übrig, welche die dem Schaffot zunächst Befind-

lichen zu sammeln versuchten, während das aufgestellte Militair den Greveplatz von den Zuschauern wieder zu säubern begann.

Und auf diese Weise endete die schwarze Laufbahn der Marquise von Brinvilliers.

Vierzehntes Kapitel.

Louise Gauthier. — Schluß.

Es geschieht nicht selten, daß nach einem trüben, stürmischen Tage — wo die Elemente sich mit ganzer Macht gegen die Erde verbündet zu haben scheinen, und die kahlgefegten Aeste von den Bäumen schmettern, die Früchte des Feldes zu Boden schlagen und die Thäler mit plötzlichen und verderblichen Ueberfluthungen heimsuchen, während die feuerschwangere Wolke die Sonne verdunkelt, und an deren Stelle den Himmel durch grelle Blitze erleuchtet — der Wind sich allmählig legt, die Wolken sich zerstreuen und der ruhige Sonnenschein wieder über die nun lächelnde Landschaft strahlt.

Allerdings zeigen sich noch Spuren der angerichteten Verheerungen, aber die Bedeutsamkeit derselben wird

durch die allgemeine Ruhe, welche rings umher herrscht, gemindert.

Das Laub ist frisch und grün, die gereinigte Luft athmet sich leicht und angenehm und theilt ihre Elasticität den Lebensgeistern mit und nährt Hoffnung und Güte und alle gute Triebe. Der Wohlgeruch der Blumen ist duftiger, und die Farben ihrer Kelche sind prächtiger und der Strom, der, weit über seine Ufer getreten, dahin rauschte und nur den düstern, nachtumwölkten Himmel wiederspiegelte, rieselt jetzt wieder klar und durchsichtig über sein Bett von blanken Kieseln hin und funkelt in den warmen Strahlen der Abendsonne.

Der Schauplatz unserer Erzählung verwandelt sich und zwar zum letzten Male, und von dem schrecklichen Greveplatze sehen wir uns in den reizendsten Distrikt des sonnigen, fruchtbaren Languedoc versetzt. Es ist Mittag, und ringsum herrscht die Stille des warmen, freundlichen Sommers. Doch ganz still ist es nicht. Vögel singen und das Summen der Bienen mischt sich darein, und leise murmelt ein spiegelheller Fluß, dessen Bewegung fast nur durch das Zittern der Wasserlilien, die gegen die sanfte Strömung ankämpfen, oder der hängenden Blumen sichtbar wird, welche sich vom Ufer herabneigen, um das klare Wasser aufzuküssen. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos, und das fröhlich

sich ausbreitende Laub der Bäume gewährt angenehmen Schutz gegen die Gluth der Sonne, und läßt die wechselnden Schatten über den funkelnden Rasen hinwegtanzen. —

Und dann und wann hört man heiteres Gelächter und Bruchstücken aus alten provençalischen Melodieen in der Nähe einer Hütte, welche zu einem an dem Ufer des Flusses sich erhebenden kleinen Landgute gehört. —

Auf einem vor der Thür stehenden Tische und im Schatten eines hohen, umfangreichen Kastanienbaumes — wie es deren ringsumher noch viele giebt — ist ein einfaches Mahl von Honig, Brot, Käse und Wein aufgetragen, und die an diesem Tische sitzenden Personen sind, wie wir auf den ersten Blick erkennen, Benoit, Bathilde und Louise Gauthier. Die zwei ersten sind so wohlgenährt und fröhlich wie je — vielleicht noch etwas mehr, und Louise scheint etwas von ihrer Schwermuth verloren zu haben. Ihre Wange ist nicht ganz so blaß, wie sie in Paris war, als Benoit sie zuerst kennen lernte, und dann und wann spielt ein schwaches Lächeln um ihre Lippen, welches hervorzurufen Benoit sich fortwährend zur Aufgabe zu machen scheint.

„Ach!“ ruft der ehemalige Schiffmüller mit der Geberde Eines, der sich eben den Magen recht behaglich

gefüllt hat, „es ist doch hier besser, als in den großen Städten. Wir sind so lange in Paris gewesen und mit weniger zurückgekommen als hin.“

„Du vergissest Louisen,“ entgegnet Bathilde, ihre Freundin zutraulich bei der Hand fassend.

„Durchaus nicht,“ fährt Benoit fort, indem er aufsteht und der jungen Gutsbesitzerin einen Kuß giebt, daß es ordentlich wiederhallt. „So, mein liebes Weibchen; wenn Du darüber eifersüchtig sein willst, so sei es, — ich mache mir nichts daraus, und Louise macht sich auch nichts daraus — da wollte ich mein Leben verwetten. Nicht wahr, Louise?“

„Es sollte Euch schwer werden, mich zu beleidigen,“ entgegnet Louise, „denn ich habe Euch zu viel zu verdanken — selbst wenn Ihr mich vor Bathildens Augen küßt.“

„Ihr habt uns gar nichts zu verdanken. Ich dächte, die Schuld wäre ganz auf unserer Seite. Wem gehört das Alles? Wem gehört das schöne Feld rings umher? — Euch, — Alles ist Euer, und Ihr könnt uns unserer Wege gehen heißen, sobald wir Euch nicht mehr gefallen.“

„Ich glaube nicht, daß ich das thun werde,“ antwortete Louise, „wir dürfen uns nun nicht wieder trennen. — Ich weiß, daß ich zuweilen für so gute Herzen als die Eurigen nur eine traurige Gesellschaf-

terin bin; wenn Ihr aber Nachsicht mit mir haben wollt, so wird Eure Freundlichkeit mehr als irgend etwas Anderes auf der Welt im Stande sein, mir den Schmerz der Erinnerung an Das, was geschehen, zu lindern."

Ende des dritten und letzten Theils.

Tekscke beeiffaauthuiyn /
Vandkuingr